Nr. 28. Monatlich vier Nummern. Berlin, 24. Juli 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Das verlorene Paradies,** von Elise Polko (mit Illustration). — **Der Vierzehnte.** Erzählung von Friedrich Gerstäcker. III bis V. (Fortsetzung.) — **Auf dem Wasser,** von J. Trojan (mit Illustration). — **Höher als die Kirche.** Eine Erzählung aus alter Zeit von Wilhelmine von Hillern geb. Birch. — **Mirabeau's treueste Freundin,** von Heinrich Horst. II. — **Die Mode,** von Veronika v. G. — **Modenbild** nebst Beschreibung. — **Schach-Aufgabe.** Nr. VII. — **Räthsel.** — **Auflösung** des **Rebus** Seite 218. — **Correspondenz.**

Das verlorene Paradies.

Von Elise Polko.

In der reichen Dichtergruppe Alt-Englands, neben den Köpfen eines Shakespeare, Dryden, Spencer, Adisson bis herab auf den schönen Keats und den wunderbaren Byron, werden unsere Augen von einem edlen Profil gefesselt, einem feingezeichneten Antlitz mit einem tiefen Leidenszug um den Mund. Die Augen sind sanft geschlossen, wie die eines Sinnenden; aber es sind eben blinde Augen, auf der Stirn lagern ernste Gedankenwolken. Es ist der Kopf John Milton's, des Dichters des verlorenen Paradieses.

Ein eigenthümlicher Zauber lag für mich in diesem Titel, wie ein ferkes märchenhaftes Glockenläuten tönte er einst in mein Ohr, als mein Lehrer ihn zuerst in der Literaturstunde vor mir aussprach. Ich horchte hoch auf: wie unsagbar traurig das klang: Das verlorene Paradies. Mit erhöhtem Eifer lernte ich Englisch, um nur möglichst bald „the lost Paradise" lesen zu können. Und doch kam es wunderbarer Weise trotz dieses Verlangens nicht dazu, in der schönen Rosenzeit der Jugend. Wer wie ich in einem so heitern Paradiese lebte, findet selten Zeit, nach verlorenen Paradiesen auszuschauen. Später, viel später schlug jener melancholische Glockenlaut: „lost Paradise" wieder an mein Herz, und ich nahm das ernste Gedicht endlich in die Hand. Da las ich denn und versank in Träumereien. Aber nicht das, was Milton's Reime mir sagten, bewegte meine Seele, zwischen den Zeilen entdeckte ich das eigentliche verlorene Paradies eines Dichterherzens und die feinen goldenen Fäden, die ich auffand, führten zu dem großen Kupferstich, der mir gegenüber hing. Er trägt die Unterschrift: „the happy days of Charles the first", und zeigt eine reiche Gondel auf dem Wege zu dem damals noch fröhlichen Tower. Das elegante Schiff ist gefüllt von schönen und reich geschmückten Menschen, alle die verschiedenen Männer und Frauengesichter sehen so heiter und glücklich aus, nur die beiden Hauptfiguren erscheinen ernst. Eine reizende Frau in prächtigen Gewändern, überrieselt von Perlen und edlen Steinen, die feinen zahllosen Löckchen an den Schläfen zurück gehalten von kostbaren Agraffen, neigt ihr holdes Antlitz über den Rand der Gondel und blickt träumerisch in die Wellen. Von ihr abgewendet steht der König Karl, mit der düstern Stirn und den berühmten schwermüthigen Stuartaugen, die so müde darein schauen. Müde vielleicht der Pracht, müde der Krone, müde der schönen Geliebten. Und die Frauengestalt war das Kleinod eines jungen glühenden Dichterherzens gewesen, ein Mädchen aus dem Volke, Schön-Ellen, die Enkelin des alten Organisten von St. Pauls.

John Milton's Elternhaus in London lag in der Nähe des stolzen Gotteshauses und der gelehrte Musiker war der Lehrer des begabten Knaben geworden. Vielleicht ist selten eine Menschenseele mit so köstlichem Behagen untergetaucht in den goldenen Strom der Musik als die John Milton's. Am liebsten hätte er sein Leben auf der Orgelbank verbracht, wenn sein Vater es zugelassen. Die Orgel war für ihn der Inbegriff allen Wohlklangs, das einzig würdige Instrument der heiligen Cäcilia, deren Dienst er sich so gern geweiht. Der alte Organist legte selber mehr als einmal ein gutes Wort ein bei seinem Nachbarn, um ihn zu bestimmen, seinem Sohne den Willen zu lassen; es war aber vergebens, John sollte und mußte Theologie studiren. Nur ganz im Geheimen durfte er sich seiner Musikleidenschaft hingeben und gleichsam Handlangerdienste im Nachbarhause thun und dabei hören und lernen. Alle seine Freistunden brachte er dort zu. Es gab in der That auch viel zu thun drüben, denn wenn John nicht am Spinett saß oder als Bälgetreter mit in die Kirche schlich, so las und schrieb er mit der Enkelin des Alten, der goldhaarigen Ellen, die mit ihm im gleichen Alter und das fröhlichste, reizendste Geschöpf war, das seine Augen je sahen. Er liebte in ihr Alles, was er oft so schmerzlich entbehrt: die Mutter, die er so früh verloren, und das verstorbene Schwesterchen, und den Locken dieser seiner Gefährtin galt sein erstes Gedicht. Mit welchem Stolz führte er sie spazieren, denn die Augen der Vorübergehenden richteten sich allezeit bewundernd auf diese schlanke Mädchengestalt an seiner Seite, auf dies rosige lachende Gesicht mit den großen nußbraunen Augen. Sie hatte etwas Vornehmes in der Art, das Köpfchen zu tragen, und kleidete sich mit einer Zierlichkeit und Sorgfalt, die ihr in der Nachbarschaft den Namen der Prinzessin eingebracht. Mit offenbarer Zärtlichkeit hing sie an John Milton, ihrem Gespielen, Bruder und Rathgeber, und gar oft erklärte sie halb scherzend, halb ernst, mitgehen zu wollen, wenn er zur Universität nach Cambridge abreisen müsse. Sie war nicht besonders eifrig im Lesen und Lernen, die schöne Ellen, nur die Geschichte Englands schien sie zu interessiren, und in dieser Geschichte im Grunde doch allein das Haus Stuart. Da konnte sie nicht müde werden zu fragen und zu hören von der schönen Königin von Schottland, die ihren verhängnißvollsten Reiz, die wunderbaren Augen, auf ihre Nachkommen vererbt. John Milton selber war es, der nicht müde wurde, von den Stuartaugen zu reden und Märchen zu erzählen von ihrem Zauber, dem nicht Mann noch Weib zu widerstehen vermöchte. Auch das Liebeslied der Maria Stuart auf den Tod des geliebten François mußte er Ellen oft singen und spielen:

„En mon triste et doux chant
D'un ton fort lamentable
Je jette un oeil touchant
De perte irréparable — —"

Die Melodie war so traurig wie die Worte; und es durchschauerte ihn seltsam, wenn ihre frische fröhliche Stimme oft einfiel:

„En mon triste et doux chant — —"

Er dachte sich ihr Leben so voll von Sonnenschein und Blumen, und diesen Sonnenschein wollte er ihr bringen, diese Blumen wollte er ihr pflücken. Hüten, tragen und anbeten wollte er sie als sein Weib und seine Geliebte — das war der heimliche Traum seines Herzens. Ein großer und gelehrter Mann wollte er werden, Ehre, Ruhm und Gold mußte er ernten, aber einzig nur, um Alles zu Ellen's kleinen Füßen niederzulegen. Er baute reizende Luftschlösser, der junge künftige Poet. Und die, der all sein Sinnen, Streben und Trachten galt, saß so ruhig und ahnungslos neben ihm, an dem kleinen epheuumzogenen Fenster, das nach der Straße hinabging, und vor dem aufgeschlagenen Buche, aus dem sie ihm eben vorgelesen. Das Sonnenlicht fiel auf ihr Haar, auf die junge frohe Stirn und die reine Linie des Profils. Und wenn sie dann langsam den Kopf hob und das Buch schloß und sie ihn ansah mit ihren tiefblauen Augen und leise bat: „nun ist's genug, ich mag nicht mehr lesen, erzähle mir von den Stuartaugen," da kamen ihm seine Märchen so kindisch und armselig vor, jenen Augen gegenüber, die nach seiner Meinung unwiderstehlicher waren als die der schottischen Maria selber.

Und als man den König Karl den Ersten krönte und die großen Volksfeste ganz London auf grünen Wiesen versammelte, da geleitete John Milton seine „Schwester Ellen" auch dorthin und hier geschah es, wo die Stuartaugen zum ersten Mal den lachenden Mädchenaugen begegneten. Ein Rose blühte auf am Wege des Königs in der Gestalt Ellen's, er pflückte sie, aber sie war für ihn eben nur eine Blume, deren Duft „den Augenblick verschönt", mehr nicht.

Ob John Milton sein Geschick ahnte, steht nirgends geschrieben. An dem Tage, als er von Schön-Ellen Abschied nehmen wollte, da er am nächsten Morgen in aller Frühe aufbrechen mußte, um seine Reise nach Cambridge anzutreten, fand er die heimlich Geliebte in großer Erregung am Fenster stehn. Sie bemerkte wohl nicht sein todtblasses Gesicht, denn sie rief ihm heiter zu: „Du kommst zur rechten Stunde, der König wird sogleich hier vorüberreiten!"

„Und ich wollte Abschied nehmen," antwortete er und reichte ihr die erste Rose hin, die er für sie mitgebracht. Sie nahm sie zerstreut: „Nun, Du wirst fleißig sein und als ein gelehrter Mann wiederkommen," sagte sie leichthin. „Sieh, dort kommen schon die Herolde!"

Die kleine Hand mit der Rose stützte sich auf die Fensterbrüstung. Wie sie zitterte!

„Willst Du an mich denken, Ellen, bis ich wieder komme?" bat er bebend, sich zu ihr herabneigend. Sie nickte nur lächelnd, höher glühten ihre Wangen. „Und wenn ich wieder komme?" fuhr er fort mit tiefster Bewegung. Was kümmerte ihn, was eben da draußen vorging. Er wußte nur, daß er scheiden mußte von seiner Gefährtin und Freundin, die eines Tages sein eigen werden sollte.

„Der König!" schrie sie jetzt auf.

Schmetternde Fanfaren ertönten, er zog daher, der glänzende

Milton.

Zug, die Herolde und Knappen auf ihren reich geschirrten Rossen voran, die Ritter und Edelknaben hinter ihnen, und dann der König selber mit seinem Liebling Strafford und dem stolzen Gefolge. Das bleiche schwermüthige Antlitz Karl's des Ersten wandte sich dem epheuumsponnenen Fenster zu, die wundersamen Stuartaugen suchten, fanden und fragten. Ob sie ihnen antworteten, die blauen Mädchenaugen?! Die Rose John Milton's entsank der Hand Schön-Ellen's und fiel zu den Füßen des königlichen Zelters nieder. Niemand achtete darauf, die süße Blume wurde zertreten von den Hufen der Pferde.

Dann nahmen die Jugendgespielen Abschied von einander. Das Wort, das auf John Milton's Lippen zitterte, blieb ungesprochen, Ellen sah ihn so strahlend heiter an und redete vom Wiedersehen.

„Gedenke mein," ging es noch herüber und hinüber, dann schieden sie voneinander für immer.

Aber er sah sie doch noch einmal wieder, ganz von ferne, Schön-Ellen, seines Herzens erste Liebe, seine Rose, sein Kleinod, — aber als das Eigenthum eines Andern. In der prachtvollen Gondel des Königs saß sie wie eine wirkliche Prinzessin, die Enkelin des alten Organisten von St. Paul, schön wie ein Traumbild. Aber sie war bleich und ein Zug unendlichen Wehs spielte um die Lippen, die einst so heiter gelacht. Das sah Einer, der in der Menge verborgen mit verzweifelndem Herzen sie heimlich und zum letzten Mal in diesem Leben grüßte. Arme Ellen! Dein kurzer berauschender Glückstraum nahte seinem Ende, die unbeständigen, ruhelosen Stuartaugen schauten schon nach anderen Blumen aus, der König ließ die Rose lässig aus der Hand fallen, unbekümmert wessen Fuß sie zertrat.

Und Einer stand an dem Grabe der Verlassenen und schwor in seinem Herzen blutige Rache jenem Feinde, der ihm sein Liebstes geraubt.

Das war das erste verlorene Paradies des John Milton.

Viele Jahre später tauchte Milton's Gestalt neben der dämonischen Erscheinung Cromwell's auf, als dessen Privatsecretär. Mit leidenschaftlicher Ergebung war er dem Gewaltigen zugethan und man nennt den ehemaligen Theologen als einen der Rathgeber des Dictators, dessen Stimme den entscheidenden Ausschlag gab bei der Verurtheilung Karl's I. zum Tode.

Schön-Ellen war gerächt.

Das berühmte Gedicht the lost Paradise dictirte der erblindete Dichter seiner Tochter im Jahre 1666. Die zwölf Gesänge erschienen bereits im folgenden Jahre, hatten aber trotz ihrer Schönheit keinen Erfolg. In Enttäuschungen aller Art, in Krankheit und Dunkel blieb die Musik Milton's Trost und seine geliebte Orgel war und blieb für ihn ein Paradiesesgarten, aus dem Niemand ihn zu vertreiben vermochte. Noch am Tage vor seinem Tode ließ er sich an seine kleine Orgel tragen, aber die zitternden Finger waren schon zu matt zum Spielen, ruhelos tasteten sie hin und her. Suchten sie vielleicht in Erinnerung an jenes erste verlorene Paradies einer glühenden Liebe jene Melodie, die er einst gespielt, als Schön-Ellen neben ihm saß und mit der süßen, längst verklungenen Stimme das Lied der Königin Maria sang?

„En mon triste et doux chant
D'un ton fort lamentable
Je jette un oeil touchant
De perte irréparable.

Der Vierzehnte.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

III.

Carl versäumte wirklich keine Zeit. Er war allerdings selber noch nicht einmal in voller Toilette, aber er wußte auch, daß er diese in wenigen Minuten beenden konnte. Sein Freund Winbach wohnte außerdem nur eine kurze Strecke von ihnen entfernt, und rasch eilte er die Straße entlang, um ihn aufzusuchen.

Dort traf ihn aber wie ein Donnerschlag die Kunde, daß der Herr Lieutenant vor etwa einer halben Stunde ausgeritten sei, und die Andeutung gegeben habe, daß er nicht vor sieben Uhr Abend — wahrscheinlich noch etwas später — zurückkehren würde. — Und was jetzt? — Im Sturm überlegte er nun, wen anders er für ihn, in der nun wirklich drängenden Zeit, auftreiben könne, und die wenigen Freunde, die er hier in der Stadt hatte, ließ er im Fluge an seinem Geiste vorübergleiten. Aber da half Nichts als eine Droschke, und in die warf er sich. — So pünktlich begannen ja auch derartige Diners nie, und Mama hatte Geschick genug, um die Tafel noch für kurze Frist hinauszuzögern.

Beide Freunde waren Commilitonen von ihm und wohnten zusammen; traf er sie aber auch Beide an, so schadete das Nichts, er nahm sie gleich alle Beide mit, denn Einer zuviel machte keinen Unterschied. Unglücklicher Weise wohnten sie aber in einem sehr entlegenen Stadttheil, und der Kutscher hieb erst nach dem Versprechen eines guten Trinkgeldes auf sein Thier ein, daß die alte Droschke nur so über das Straßenpflaster dahin rasselte.

„Pech!" murmelte aber Carl vor sich hin in den Bart, als er an Ort und Stelle angelangt, die Wohnung glücklich gefunden und nun auch hier erfahren mußte, daß die beiden jungen Leute, bei dem schönen Wetter heute, einen Spaziergang gemacht hätten und es ganz ungewiß sei, wann sie zurückkehren würden, — keinenfalls aber vor zehn Uhr Abends. — „Pech — heilloses Pech!" wiederholte er mit zusammengebissenen Zähnen, „und was nun? — habe ich nicht Mama versprochen, daß ich ihr einen Vierzehnten mitbringen würde?"

Hier war nichts mehr zu machen. Er war in dieser Gegend sonst vollkommen unbekannt, und wo sollte er jetzt noch Jemanden finden, der in den wenigen Minuten bereit sein würde, einem Diner beizuwohnen? Und in diese Gesellschaft konnte er auch nicht Jeden einführen.

Am Markt, also nicht weit von ihrem Hause, wohnte ihr Hausarzt, ein noch junger, sehr gebildeter und tüchtiger Mann — daß er an den auch nicht früher gedacht! Das arme geplagte Droschkenpferd mußte den Weg wieder mit erneuter Hast zurücklegen, was es aber gern unter dem irrigen Gefühl that, daß es seinem eigenen Stall damit entgegen eilte. — Traurige Täuschung! in der nächsten halben Stunde war es vielleicht schon wieder im nächsten Dorfe.

Am Markt angelangt — und jetzt fehlten nur noch zehn Minuten an fünf Uhr, bezahlte er die Droschke und stieg zu des Doctors Wohnung zwei Treppen hoch empor. — „Mein lieber Gott," betete er unterwegs, als er die Stufen emporstieg, „laß mich nur diesmal den Doctor zu Hause und hungrig finden," und mit den Schlußworten zog er schon die Klingel — Niemand kam — noch einmal riß er daran, daß es durch das ganze Haus vibrirte. — Jetzt hörte er Schritte — drinnen ging eine Thür und ein schwerer Schritt wurde laut.

„Gott sei Dank," murmelte Carl zwischen den Zähnen, als drinnen ein Schlüssel umgedreht und die Thür geöffnet wurde. Aber nicht des Doctors sehnlich erhofftes Angesicht schaute heraus, sondern der dicke rothe Kopf der Köchin.

„Bitte, schreiben Sie's nur auf die Tafel da," sagte diese, ohne eine weitere Bemerkung oder Frage für nöthig zu halten.

„Der Herr Doctor ist nicht zu Hause?" rief Carl fast außer sich.

„Ne," sagte das Mädchen, — „wenn er wieder zurückkommt, sieht er jedesmal die Tafel an und schreibt sich, was darauf steht, in sein Taschenbuch."

„Sehr angenehm," sagte Carl, indem er sich in Verzweiflung wieder wandte und die Treppe hinunterstieg.

„Wollen Sie's denn nicht aufschreiben?" rief ihm das Mädchen nach; Carl gab ihr aber gar keine Antwort — es war rein zum Verzweifeln, und in einer ähnlichen Stimmung fand er sich gleich darnach auf der Straße, die er jetzt, vollständig rathlos, seinem elterlichen Hause zu entlang schritt.

„Zum Henker auch," murmelte er dabei vor sich hin, — „unser rothes Dienstmann-Institut ist hier ganz vortrefflich eingerichtet, aber vollkommen doch wahrhaftig noch lange nicht, sonst hielte es jedenfalls eine Anzahl von anständigen Leuten in schwarzen Fracks, die als Vierzehnte, oder Taufpathen, oder sonst bei festlichen Gelegenheiten in die Bresche treten könnten. Lumperei überall, wohin man blickt, und nur auf Mamas Gesicht freue ich mich, wenn ich als Dreizehnter wieder nach Hause komme. — Und wegen solch' eines albernen Vorurtheils bin ich jetzt über drei Viertel Stunden in der Stadt umher gehetzt — ich wollte, daß Ihre Excellenz die Frau Ministerin" — er hielt überrascht in seinem eben nicht wohlwollenden Selbstgespräch ein, denn dicht vor ihm, unmittelbar an dem Fenster eines Delicatessenladens, in welchem die interessantesten Dinge, wie Straßburger Gänseleber-Pasteten, geräucherter Lachs, Aal, ausgeschmückte Fasanen und Truthähne, getrocknete Datteln, überzuckerte Früchte und eine Masse anderer guter Dinge aufgestellt waren, stand ein Herr in voller Toilette, in tadellosem Frack, weißer Cravatte, hellen Glacéhandschuhen, Lackstiefeln — kurz, ein Mensch, wie er ihn gerade in diesem Augenblick brauchte, und betrachtete sich die da drinnen aufgestellten Herrlichkeiten.

Fast unwillkürlich blieb Carl neben ihm stehen und suchte — angeblich ebenfalls die Waarenvorräthe musternd — einen Blick auf das Gesicht des Fremden zu gewinnen, was ihm auch gelang, da sich dessen Aufmerksamkeit ausschließlich mit dem Inhalt des Schaufensters beschäftigte.

Er sah wirklich sehr anständig aus, wenn er ihm auch völlig fremd war; ja das dunkelgelockte Haar und ein kleiner Schnurrbart gaben dem blassen Gesicht sogar etwas Interessantes. Sollte er ihn wirklich anreden? — es lag ein gewisser Humor darin, einen wildfremden Menschen zu einem solchen Zweck auf der Straße aufzugreifen; aber trotzdem schien es dem jungen Mann nicht allein undelicat, sondern auch roh, denn durfte er ihm den richtigen Grund angeben? und wenn nicht, welchen andern sonst?

Da schlug es fünf Uhr — Herr des Himmels und der Erden, er selber war noch nicht einmal in voller Toilette und der Vierzehnte fehlte! Aber da stand er! Es half nichts mehr, jede Rücksicht mußte vor der dringenden Nothwendigkeit des Augenblicks schwinden und jedenfalls wenigstens der Versuch gemacht werden, damit er sich selber keine Vorwürfe zu machen brauchte. Zeit hatte er keinenfalls mehr zu verlieren, und, seine Mütze lüftend, wandte er sich gegen seinen Nachbar.

Dieser hatte die Bewegung wohl bemerkt, aber wohl nicht geglaubt, daß sie ihm gelte. Der neben ihm Stehende wollte jedenfalls die Sachen da drinnen, sowie er, in Augenschein nehmen, und er gab ihm deshalb unwillkürlich ein wenig Raum.

„Mein Herr," faßte sich da Carl ein Herz und redete ihn mit einer artigen Verbeugung an, „darf ich mir, als vollkommen Fremder, eine Frage an Sie erlauben?"

Der Fremde drehte sich rasch und erstaunt nach ihm um, lüftete aber ebenfalls den Hut. Er hatte wirklich ein intelligentes, wenn auch etwas scharf markirtes Gesicht. „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

„Die Frage mag Ihnen sonderbar erscheinen, verehrter Herr," sagte Carl, aber doch verlegen dabei lächelnd, denn es kam ihm selber komisch vor, „aber ich — ich wollte Sie nur bitten, mir zu sagen, ob Sie eben von einem Diner kommen oder zu einem solchen gehen?"

Ein leichtes Lächeln zuckte über die Züge des Fremden, als er antwortete: „Mein lieber Herr, wenn eines von beidem der Fall wirklich wäre, so würde mein Verweilen vor dieser Delicatessenhandlung eher zu einer Annahme des letzteren Falles berechtigen, denn wenn man von einem Diner kommt, interessirt man sich selten für derartig ausgestattete Schaufenster."

„Also Sie sind schon versagt?" rief Carl rasch und erschreckt aus.

Der Fremde lachte jetzt wirklich. „Und dürfte ich Sie fragen, in wie weit Sie das interessirt?" sagte er jetzt seinerseits; Carl aber, also gedrängt, konnte nicht länger hinter dem Berge halten.

„Mein lieber Herr, mein Betragen mag Ihnen sonderbar vorkommen, aber ich erbiete mich nachher zu jeder Erklärung. Zuerst muß ich mich Ihnen vorstellen, mein Name ist Carl von Bentlow, mein Vater ist Geheimer Regierungsrath, und nun die Frage: ‚Sind Sie auf heute Mittag schon versagt, und wollen Sie, wenn das nicht der Fall ist, in unserer Familie heute speisen?'"

„Geheimer Regierungsrath von Bentlow," sagte der Fremde erstaunt. „Kennen Sie mich denn?"

„Ich habe nicht die Ehre — dürfte ich Sie nur, um Sie vorzustellen, um Ihren Namen bitten."

Der Fremde lachte, und seine Wangen färbten sich dabei mit einem leichten Roth. „Ich muß Ihnen gestehen, Herr von Bentlow," sagte er, „daß Ihre Einladung — und Sie scheinen das selber zu fühlen, etwas — ich weiß nicht gleich, wie ich mich ausdrücken soll — etwas Unerwartetes hat."

„Sagen Sie Unverschämtes," lachte Carl, „aber ich erkläre Ihnen Alles."

„Unverschämt kann man einen Menschen nicht nennen," bemerkte der Fremde, „der einen Anderen zum Diner einladet — außergewöhnlich aber ist es jedenfalls und — wunderbar außerdem, wie ich Ihnen vielleicht später erklären kann, aber ich nehme es an — mein Name ist Conrad von Sevang — und wann speisen Sie?"

„Wir sollten schon bei Tafel sitzen. Sind Sie bereit? Wir wohnen hier ganz in der Nähe."

Der Fremde überlegte einen Moment, dann sagte er lächelnd: „Also gehen wir — ich überlasse mich ganz Ihrer Führung, Ihnen aber auch jede Verantwortung für diesen Schritt, den ich außerdem noch nicht begreife."

„Herzlichen Dank!" rief Carl erfreut aus, indem er des Fremden Hand nahm und kräftig schüttelte, dann ohne Weiteres seinen Arm in den seinen zog und mit ihm die Straße hinunterschritt. „Und nun, ehe ich Ihnen meine Erklärung gebe, noch eine Frage. Sind Sie ein klein wenig abergläubisch."

„Sind Sie das nicht?" frug von Sevang, indem er ihm sein jetzt ernstes und blasses Gesicht zuwandte. „Sind es nicht alle Menschen und weiß Einer von uns auch nur bestimmt — wenn er auch keck genug das Gegentheil behauptet — wo das, was wir Glauben nennen, aufhört und das, was wir Aberglauben nennen, beginnt?"

„Sie haben vielleicht Recht," rief Carl, jetzt wahrlich nicht in der Stimmung, ihm darin zu widersprechen, „dann aber kann ich Ihnen um so offener erzählen, was mich bewogen hat, einen mir vollkommen Fremden so plötzlich zu Tisch zu laden." Und jetzt stattete er ihm mit kurzen Worten Bericht über das Vorgefallene ab, dem der Fremde schweigend, und nur still vor sich hin lächelnd, zuhörte. Er schien das Humoristische in der Sache zu fühlen.

„Und was werden Ihre Eltern dazu sagen?" frug er nun, als sie das Haus erreicht hatten und Carl rasch an der Klingel zog.

„Mama ist mit Allem einverstanden," lachte Carl, „wenn sie nur nicht zu dreizehn an einer Tafel sitzen muß. Uebrigens kann sie gar nicht wissen, ob wir nicht schon seit langen Jahren befreundet sind — komme ich doch eben erst von der Universität zurück und werde Sie jedenfalls kurzweg als einen Jugendfreund von mir vorstellen. Aber da sind wir, und nun bitte ich Sie nur noch einen Moment auf mein Zimmer mit hinauf zu kommen, daß ich mich ebenfalls ein wenig zurecht machen kann — es soll keine zehn Minuten dauern."

IV.

In den Gesellschaftsräumen des Geheimen Regierungsraths von Bentlow waren die Gäste schon sämmtlich eingetroffen, nur Se. Excellenz, der Staatsminister, hatte — wie er das stets that — etwas warten lassen. Er durfte, schon seinem Rang nach, bei solchen Gelegenheiten nicht der Erste sein; mit desto größerem Effect betrat er dann nachher, mit seiner Gemahlin, den Saal.

Dadurch war ziemlich eine halbe Stunde über die bestimmte Zeit vergangen, eine halbe Stunde aber, in welcher sich die Frau Geheime Regierungsräthin in einer kaum zu beschreibenden Aufregung befand, denn ihr Sohn Carl kam ja nicht wieder — er hatte also auch seinen Freund — wie sie das gleich von Anfang an gefürchtet, nicht zu Hause getroffen. Und was nun? wie sollte das enden?

Bis dahin hatte sie auch noch eine Ausrede gehabt, den Beginn der Tafel zu verzögern — Excellenz konnte sich nicht gleich von der Straße aus an seinen Suppenteller setzen — die Form verlangte, daß noch wenigstens einige Minuten gezögert wurde, um den Herrschaften Zeit zu geben, sich einander zu begrüßen — aber zuletzt fehlte auch diese Ausrede, und der Geheime Regierungsrath selber gerieth in die größte Verlegenheit, da er gerade diese kurze Zeit am Tisch hatte benutzen wollen, um Se. Excellenz seinen Sohn vorzustellen und ihn — wenn auch nur bildlich — ihm an's Herz zu legen. Der unglückselige Mensch kam ja nicht wieder zurück und in reiner Verzweiflung flüsterte er endlich seiner Gattin zu, nur in Gottes Namen die Tafel zu befehlen, denn sie dürften die Herrschaften nicht länger warten lassen.

Da klingelte es unten an der Hausthür und Erna schlüpfte hinaus, um zu hören, ob Carl denn noch nicht zurückgekehrt sei. Ein Diener kam gerade die Treppe herauf und berichtete: der junge Herr sei eben mit einem anderen Herrn gekommen und die Seitentreppe herauf in sein Zimmer gestiegen; und die junge Dame kehrte freudestrahlend in den Salon zurück. Es war ja gelungen, die Calamität abgewendet, und wenn das Diner auch jetzt noch um einige Minuten verzögert wurde, so schadete das eben Nichts und mußte ertragen werden.

Die Frau Geheime Regierungsräthin schöpfte auch, als sie nun das heitere Gesicht der Tochter sah, deren Rückkunft sie ängstlich erwartet hatte, frische Hoffnung. Im Nu — und so unbemerkt es geschehen konnte — war sie an ihrer Seite.

„Nun, mein Kind?"

„Alles in Ordnung, Mama," flüsterte ihr diese rasch und freudig zu. „Carl hat richtig den Vierzehnten mitgebracht."

„Gott sei Dank," seufzte die Mutter recht aus tiefster Brust, „es war aber auch die höchste Zeit. Kommen sie?"

„Den Augenblick, Mama, Carl wird sich nur noch anziehen und er braucht dazu nicht lange Zeit."

Noch vergingen einige peinliche Minuten. Se. Excellenz war wirklich hungrig geworden, und warf schon sehnsüchtige Blicke nach der Thür des Speisesaals. Da öffnete sich die Stubenthür und herein trat, von Carl gefolgt, ein sehr elegant gekleideter junger, aber freilich vollkommen fremder Herr, der höchst achtungsvoll grüßte, dann aber mit einem gewissen Instinct, der dem Menschen bei derlei Gelegenheiten eigen ist, direct auf die Dame vom Haus zuging, und ihre Hand ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte.

„Mama," stellte ihn dabei Carl vor, auf den sich die Augen der Mutter indeß fragend gerichtet hatten, „ein lieber Freund von mir, den ich" — setzte er dann lauter hinzu — „erst vor einer halben Stunde vom Bahnhof abgeholt habe, Herr Conrad von Sevang — mein Vater — lieber Conrad — Geheimer Regierungsrath von Bentlow."

„Mir sehr angenehm, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen," sagte der Rath; er hatte keine Ahnung, wen er vor sich habe, und die übrige und übliche Vorstellung nahm dann noch einige Minuten weg. Der junge Fremde benahm sich aber so tactvoll und schien sich in einem solchen Kreis so vertraut zu fühlen, daß Carl's Mutter wieder freier Athem schöpfte. Das Unglück war abgewandt und sie konnte jetzt ihrem Diner mit voller Ruhe entgegen gehen.

Die Einzige, die in eine gewisse Aufregung zu gerathen schien, als sie den Fremden erblickte, war Erna, und als er ihr vorgestellt wurde, färbte sich ihr liebes Antlitz mit tiefer Röthe. Sie vergaß ganz, daß ihr Bruder eben erzählt, er habe den Freund erst vor einer halben Stunde vom Bahnhof abgeholt und befangen sagte sie:

„Ich glaube fast, daß wir uns heute nicht zum ersten Mal begegnen — ich bin Ihnen so dankbar. Waren Sie es nicht, der mir die verlorene und so liebe Broche zurückbrachte?"

Es ist möglich, daß Einige der Umstehenden die Worte gehört hatten, aber gesellschaftliche Lügen (insofern man sie eben Lügen nennen kann oder darf) wäre es sehr tactlos gewesen zu beachten. Sie ließen sich eben, wie Jeder der Anwesenden wußte, nicht vermeiden, und man nahm den Augenblick, wie er sich gerade bot. Der junge Fremde ließ sich auch dadurch am Wenigsten außer Fassung bringen:

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er, „ich hatte keine Ahnung, daß mir, nach dem kleinen Dienst, den ich so glücklich war Ihnen heute zu leisten, noch einmal das Vergnügen zu Theil werden würde, Sie persönlich begrüßen zu dürfen — ja, daß Sie die Schwester meines Freundes wären."

Die Frau Regierungsräthin warf der Tochter allerdings einen fragenden Blick zu, und selbst Carl wußte nicht, worauf sich die Andeutung bezog, aber die Unterredung wurde hier kurz abgebrochen — soweit es wenigstens die Uebrigen betraf, da sich in diesem Augenblick die zum Speisesaal führenden Flügelthüren wie aus eigenem Antrieb öffneten; und der Geheime Regierungsrath, der jetzt keine Zeit mehr zu der ersehnten Vorstellung seines Sprößlings bekam, mußte nothgedrungen das Zeichen geben.

„Meine Herrschaften, wenn ich bitten darf — es ist servirt; wenn Sie sich arrangiren wollen."

Der junge Fremde schien sich wie zu Hause zu fühlen; er bot ohne Weiteres Erna seinen Arm, was diese ein wenig in Verlegenheit brachte, denn sie wußte, daß „Mama" das anders bestimmt hatte; aber weigern konnte sie sich — allen gesellschaftlichen Regeln nach — eben so wenig, und da die Frau Geheime Regierungsräthin, eben von Se. Excellenz selber aufgefordert wurde, ließ sich eben nichts weiter an der Sache thun.

Die beiden Excellenzen nahmen selbstverständlich den obersten Platz an der reich geschmückten Tafel ein und Frau von Bentlow hatte dabei zu Erna's Nachbar den Hauptmann von Selching, einen noch ziemlich jungen Officier und Adjutant Sr. Königlichen Hoheit bestimmt, konnte ihn aber jetzt nur auf ihre rechte Seite bringen; denn der junge Fremde nahm ungenirt dessen Platz ein, während er auf seine andere Seite das gnädige Fräulein von Degen, die Tochter des Generals von Degen, also die beiden hübschesten Damen der Gesellschaft rechts und links bekam.

Nur einen Trost hatte Carl's Mutter dabei: denn noch ehe sie sich setzten, bemerkte sie — und hatte in der That darauf gewartet — daß Ihre Excellenz, die Frau Ministerin, mit etwas ängstlichem Blick die Gäste überzählte; dann aber flog ein freundliches Lächeln über ihre Züge und beruhigt und zufrieden ließ sie sich in ihren Sessel sinken. Gott sei Dank, das Unheil war glücklich abgewendet!

Allerdings hatte der Geheime Regierungsrath, ehe sie zur Tafel gingen, einen Moment benutzt, um Carl zu fragen, wer der Herr eigentlich wäre, den er da mitgebracht; da aber Carl es selber nicht wußte, so wich er einer directen Beantwortung aus.

„Ein sehr liebenswürdiger, anständiger junger Mann, Papa, gefällt er Dir nicht?"

„Oh, ganz gut, mein Sohn, ganz gut," sagte der alte Herr, der nie daran gedacht haben würde, über irgend Jemand aus den höheren Kreisen ein absprechendes Urtheil zu fällen; „ein wahres Glück auch, daß Du ihn gefunden, wir hätten sonst einen harten Stand mit Mama bekommen."

Die Gesellschaft nahm ihre Plätze ein, und wie das gewöhnlich der Fall ist, wollte gleich von Anfang an das Gespräch oder die Unterhaltung nicht recht in Zug kommen — aber das änderte sich bald. Der sich schon bedeutend kürzenden Tage wegen hatte man die Lichter angezündet, die Rouleaux waren niedergelassen und wenn auch Se. Excellenz oben an der Tafel ziemlich laut das Wort führte und über die unbedeutendsten Dinge in der breitesten Weise — und selbstverständlich unanfechtbar sprach, so fing doch die Behaglichkeit des Raumes an, ihre Wirkung auf die kleine Gesellschaft auszuüben. Die Unterhaltung zwischen den einzelnen Gruppen begann und wurde besonders lebhaft zwischen dem jungen Fremden und seinen beiden schönen Nachbarinnen geführt.

Im Anfang hatte sich allerdings Elvira von Degen noch etwas zurückgehalten, aber der gewinnenden Unterhaltungsgabe ihrer neuen Bekanntschaft konnte auch sie zuletzt nicht widerstehen.

Der junge Fremde schien viel erlebt und gesehen zu haben. Er war überall gewesen und bekannt: in Petersburg, London, Paris, Rom — ja selbst in Cairo und Athen, und wußte in der spannendsten und zugleich anspruchlosesten Weise zu erzählen. Aber trotzdem hatten fast alle seine Schilderungen einen düsteren, oft sogar unheimlichen Hintergrund, wobei er das Gespräch endlich auch auf das Uebernatürliche, auf Ahnungen und den Einfluß übernatürlicher Wesen 2c. hinüberspielte.

Damit fand er aber nicht allein die größte Aufmerksamkeit bei seinen schönen Nachbarinnen, nein, die ganze andere Unterhaltung bei Tisch schien ins Stocken zu gerathen; alle lauschten den Worten des Fremden. Besonders interessirte sich Excellenz die Frau Ministerin für einen derartigen Stoff. Und als die Tafel bald danach aufgehoben und der Kaffee herumgereicht wurde, suchte die Dame selber den jungen Mann auf und unterhielt sich auf das Lebhafteste mit ihm.

Er glaubte — und etwas Erwünschteres hätte ihr nicht geschehen können — ganz entschieden an die Einwirkung einer uns unsichtbar umgebenden geheimnißvollen Welt, der man gewisse Zugeständnisse machen müsse, wenn man sich nicht ihrer Ahndung und oft gefährlichen Rache aussetzen wolle. Er glaubte an Ahnungen und versicherte Excellenz — wenn er deshalb auch von Einzelnen bespöttelt werde — daß Verstorbene, unter gewissen Verhältnissen, wieder auf der Erde erscheinen und unseren irdischen Augen sichtbar werden könnten und: die Hauptsache — er hatte es selber erlebt!

Der Fall war zu interessant — Excellenz winkte ihm, neben ihr Platz zu nehmen, und er mußte die Thatsache, während sich die übrige Gesellschaft um ihn sammelte, berichten.

Solche Geistergeschichten stecken aber genau so an wie Jagdgeschichten. Kaum hat Einer den Anfang gemacht, so brennt jeder Einzelne darauf, ebenfalls eine Erfahrung aus seinem eigenen Leben einzuschieben, und aus gesellschaftlicher Rücksicht mußten sie natürlich angehört werden. Die verschiedenen Damen aber, besonders die Frau Geheime Regierungsräthin selber, suchten doch immer indessen das Urtheil des Fremden zu hören und das Anderer wurde wenig beachtet.

Natürlich kam das Gespräch auch auf die Dreizehner bei Tisch, das Herr von Sevang ebenfalls nicht ablehnte. Er erklärte aber, es gäbe wenigstens gegen den bösen Einfluß dieser fatalen, oft nicht zu vermeidenden Sache ein ganz sicheres Gegenmittel, wonach kein Harm die Einzelnen betreffe. Natürlich wurde er von Allen gedrängt, es mitzutheilen, bis er lächelnd sagte:

„Dürfte ich Sie dann wohl für einen Moment um sechs Löffel bitten."

Erna sprang selber, um sie zu holen und der junge Fremde trat damit an den in dem Salon stehenden Flügel und legte die Löffel in Form eines Pentagramm, aber mit größter Aufmerksamkeit, zusammen.

„Sehen Sie, meine Damen," sagte er dann, auf die Figur deutend, „wenn Sie jemals in den Fall kommen sollten, davon Gebrauch zu machen, dann haben Sie nur die Güte darauf zu achten, daß sich keine dieser Ecken verschiebt. Das Beste wird sein, Sie lassen sich vom Buchbinder einen kleinen eleganten Kasten machen, in welchem die sechs Löffel in dieser Lage fest aneinander geschoben bleiben und sich nicht verrücken können. Sie dürfen auch den Kasten verschließen oder einen Aufsatz darüber stellen, daß er nicht gesehen werden kann — die Wirkung bleibt, wenn er nur auf dem Tische steht, dieselbe."

„Und das soll wirklich helfen?" rief Excellenz — „Gott, welche Beruhigung Einem das manchmal gewähren könnte."

„Sie dürfen sich fest darauf verlassen, Excellenz. Sie wissen, daß dieses Zeichen seine bestimmte kabbalistische Kraft hat."

„Gewiß," sagte die Excellenz. „Das kommt ja auch im Goethe'schen Faust vor, aber ich habe nie geglaubt —"

„Es ist Thatsache, Excellenz, denn ich weiß, daß die Probe öfter schon, und zwar mit Erfolg, gemacht wurde."

„Aber woher will man das wissen?" frug Fräulein von Degen.

„Wir hatten eine Gesellschaft gegründet, mein gnädiges Fräulein," sagte der junge Mann, „wo wir immer nur zu dreizehn zusammenkamen und die wir auch die „Dreizehner" nannten. In dem Gesellschaftslocal waren aber — ich weiß nicht durch wen eingeführt — jene sechs Löffel als Pentagramm aufgestellt, bis es einmal, nachdem wir vier Jahre ungestraft unsere Sitzungen gehalten, Einem der Gesellschaft in etwas übermüthiger Stimmung einfiel, dies Pentagramm als einen abergläubischen Mißbrauch zu bezeichnen und den Antrag zu stellen, es abzuschaffen. Die Meisten gingen in jugendlichem Leichtsinn darauf ein und das Resultat war, daß das Pentagramm als unwürdig der Gesellschaft aufgeklärter Leute entfernt wurde. Wir sollten dafür büßen," setzte der junge Mann düster hinzu. „Noch in demselben Winter starb mein liebster Freund — wir hielten es für einen Zufall, aber der nächste Januar forderte wieder sein Opfer. Jetzt wollten wir es durchsetzen, aber im nächsten Jahr fiel der Dritte dem unergründlichen Schicksal zur Beute, und von geheimnißvollen Schauern erfaßt, gaben wir nicht allein die Gesellschaft auf, wir zerstreuten uns überhaupt in der Welt, und nie habe ich seit jenem Abend einen meiner früheren Freunde wieder gesehen."

Die Damen, von dem Unheimlichen des Vorfalls ergriffen, sahen sich scheu untereinander an und Excellenz schauerte sichtbar zusammen, ja, nahm sich fest vor, von jetzt ab nur noch fester an dem alten Grundsatz zu halten — nie mit Dreizehn an einem Tisch zu speisen.

Die Herren achteten nicht besonders auf das Gespräch, da die meisten ja auch nicht an diese übernatürlichen Dinge glaubten. Der Geheime Regierungsrath hatte sogar den Moment benutzt, seinen Sohn vorzustellen, und Se. Excellenz der Herr Minister, etwas weinselig von dem guten Stoff, den er getrunken, wohlwollend seine sehr weiche und weiße Hand auf die Schulter Carl von Bentlow's gelegt und ihm zu seiner künftigen glänzenden Carrière gratulirt. Der Geheime Regierungsrath aber stand entzückt und mit einer geheimen Thräne daneben.

Indessen hatte Herr von Sevang noch immer gewußt, die Aufmerksamkeit der Damen zu fesseln; nur der junge Hauptmann von Selching stand mit untergeschlagenen Armen daneben und schien an alledem keine rechte Freude daran zu finden... Um dem aber ein Ende zu machen gab es ein Mittel. Er trat an den Flügel, öffnete ihn und begann erst leise, dann lauter auf dem Instrument, auf dem er Meister war, zu phantasiren.

Von Sevang schien vielleicht zu fühlen, daß er das Interesse für sich ein wenig zu sehr in Anspruch genommen, aber er half selber jetzt dem neuen Genuß die Hand zu bieten, räumte den Flügel ab, schob die Stühle zurück und wandte sich dann der Gesellschaft wieder zu, mit deren einzelnen Gliedern er sich in der lebendigsten Weise, wenn auch mit gedämpfter Stimme, unterhielt. Gerade diejenigen, die von jedem Anderen den Tact, sich zu benehmen, fordern, betragen sich gewöhnlich vollkommen tactlos, sobald Musik beginnt, und Damen, die vielleicht den ganzen Abend den Mund noch nicht aufgethan haben, werden gerade in dem Moment gesprächig, wo sie sich ruhig verhalten sollten.

Einige der jungen Damen wurden jetzt zum Singen aufgefordert, wozu sie sich auch gar nicht lange nöthigen ließen. Erna hatte eine prachtvolle Stimme. Von Sevang stand jetzt, als sich ihr alle aufmerksam zuwandten, mit untergeschlagenen Armen an der Thür und lauschte den bezaubernden Tönen. Als sie aber geendet und Alles um sie herdrängte, um ihr etwas Angenehmes zu sagen, öffnete er leise die Thür und verließ unbeachtet das Zimmer. Er mochte wohl fühlen, daß er die in so wunderlicher Weise gewonnene Gastfreundschaft auch nicht mißbrauchen dürfe.

Auf dem Vorsaal war Niemand von der Dienerschaft zu sehen und von Sevang blieb einen Moment wie unschlüssig stehen und befühlte sich die Taschen. Endlich ging er auf eine der in den Corridor mündenden Thüren zu, öffnete sie und trat hinein, blieb aber nicht lange und begegnete jetzt dem einen der Bedienten, der gerade den Gang entlang kam.

„Ach, lieber Freund," redete er den Mann, der ihn etwas erstaunt betrachtete, an, „ich habe hier die Thür verfehlt — können Sie mir wohl das Zimmer des jungen Herrn zeigen und mir einen Augenblick leuchten? Ich muß vorher meine Lorgnette dort vergessen haben."

„Sehr gern, Herr Baron," sagte der Mann. „Das hier ist das Zimmer der gnädigen Frau, bitte nur hier einzutreten — das Gas brennt noch."

Der junge Fremde trat voran hinein, schritt nach dem Tisch und begann hier nach seiner Lorgnette zu suchen. Johann, der Diener, unterstützte ihn dabei, aber sie fanden das Vermißte nicht. Herr von Sevang beschrieb es ihm jetzt. Es war ein Lorgnon von Schildpatt, mit goldenem Gestell und auf der Schale mit einer kleinen goldenen Krone eingelegt.

„Vielleicht hat es der junge gnädige Herr weggeschlossen," meinte der Diener, — „wenn ich ihn vielleicht rufen soll" —

„Nein, nein," sagte der Fremde, — „bis morgen früh wird es sich schon finden und dann komme ich ja doch wieder her, um den Damen meine Aufwartung zu machen. — Gute Nacht, lieber Freund." Dabei drückte er dem Burschen ein Trinkgeld in die Hand, nahm seinen Hut wie einen der dort hängenden Paletots und verließ das Haus.

V.

Johann, der Diener, kehrte, aber so geräuschlos als möglich, in das Gesellschaftszimmer zurück, denn die melodischen Klänge eines prachtvollen Adagios, das der Hauptmann wieder spielte, durchwogten den Saal. Er bemerkte aber, wie ihm der Geheime Regierungsrath, der in allen seinen Taschen nach etwas suchte, heimlich zuwinkte. — Die Herrschaften hatten indessen ringsumher schon wieder ihre Sitze eingenommen, und sich vorsichtig nach dort ziehend, bog er sich zu ihm nieder, um seine Befehle zu vernehmen.

„Johann," flüsterte der Geheime Regierungsrath, „sieh Dich doch einmal im Zimmer um, ob Du meine Dose nicht findest, Vielleicht auf dem Flügel drüben — ich habe sie vorhin noch gehabt."

Der Diener suchte den Auftrag auszuführen und glitt jetzt, sehr zum Entsetzen der Geheimen Frau Regierungsräthin, die ihm alle erdenklichen telegraphischen Zeichen gab, wie ein Schatten und ohne diese zu beachten oder nur zu sehen, mit den unerklärlichsten Bewegungen weiter.

Erstlich streifte er eine Weile, einen langen Hals machend, um den Flügel herum und guckte auch vorsichtig hinein, wobei ihm der Hauptmann einen erstaunten Blick zuwarf, dann fing er an die verschiedenen Tische zu revidiren und zuletzt sogar unter die Stühle zu kriechen, wobei er der Excellenz, der Frau Ministerin, keinen geringen Schreck einjagte.

Der Geheime Regierungsrath sah jetzt wohl zu seinem Aerger, wie ungeschickt sich der Bursche benahm und die ganze Gesellschaft störte; dieser hatte aber für Nichts weiter Sinn mehr, als die verlangte Dose, achtete weder auf Zeichen noch leichtes Pst'en, und gab die Jagd nicht eher auf, bis er sich von der vollständigen Nutzlosigkeit derselben überzeugt hatte. Dann kehrte er wieder, jetzt von den Blicken der ganzen Gesellschaft verfolgt, zu seinem Herrn zurück, zuckte hier sehr bedeutungsvoll mit den Achseln und sagte bedauernd:

„Nicht die Spur von einer Dose zu finden, Herr Geheimer Regierungsrath."

„Esel", antwortete dieser, sehr leise aber nichtsdestoweniger sehr verständlich und sah seinen Diener nicht einmal an, so daß dieser verdutzt zu ihm niederschaute und sich dann wieder in den Speisesaal zurückzog.

Drinnen wurde indessen weiter musicirt. Erna und Elvira von Degen sangen noch einige Lieder; ebenso der Hauptmann, der sich dabei selber begleitete, und ein Theil der Dienerschaft hatte sich indessen an der Thür des Speisesaals gesammelt, um an dem Genuß Theil zu nehmen.

Da kam Ihre Excellenz, die Frau Staatsminister, auf sie zu, so daß sie ihr ehrfurchtsvoll Raum gaben, betrat den Speisesaal und sah sich hier überall nach Etwas um.

„Haben Excellenz etwas verloren?" frug Johann; daß dem so sei, war eben deutlich genug.

„Ach ja, mein Freund," sagte die Dame, „bitte, sehen Sie doch einmal nach. Sie wissen ja, wo ich gesessen habe. Meine Diamantbroche muß dort auf die Erde gefallen sein; es wäre mir sehr fatal, wenn sie zertreten würde. Sie bekommen ein Trinkgeld."

Das war nun allerdings etwas, was Johann von Ihrer Excellenz noch nicht gesehen hatte; es mag auch sein, daß gelinde Zweifel in ihm aufstiegen, ob er es wirklich bekommen würde. Trotzdem aber begann er den Saal, besonders aber jene Stelle, gewissenhaft abzusuchen, kam aber, ebensowenig wie bei der Dose, zu einem Resultate.

„Ne," brummte er leise vor sich hin, als er sich mühsam wieder emporhob und dann den Staub von seinen schwarzsammetnen Kniehosen abschlug. „Das ist doch merkwürdig, wie das hier heute zugeht. Was die Leute nur in den Fingern haben, daß sie Alles fallen lassen. Erst der fremde Herr die Brillengläser, dann mein gnädiger Herr die Dose, und nun die Excellenz gar die Broche und Nichts ist wieder zu finden. Wenn wir morgen auskehren, werden wir wohl einen ganzen Goldschmiedladen finden."

Die Gesellschaft rüstete sich endlich zum Aufbruch — man hatte den jungen Mann vermißt, dessen stilles Verschwinden natürlich nicht auffiel, und die Damen besonders gaben jetzt ihr Urtheil über ihn ab, das übrigens — was eben unter solchen Umständen nicht oft geschieht — äußerst günstig ausfiel. Es war wirklich ein höchst liebenswürdiger Mensch, und so gewandt und anständig in seinem ganzen Benehmen. Man sah es ihm auf den ersten Blick an, daß er nur gewohnt war, sich in „besseren" Kreisen zu bewegen. — Aber wo stammte er her? Denn die Familie von Sevang war eigentlich gar nicht bekannt, ja Sevang selber nicht einmal ein deutscher Name. Carl mußte wissen, wie er geschrieben wurde.

Carl hatte übrigens sein besonderes Interesse dabei, den Fragen, soweit das irgend möglich war, auszuweichen. — Sein Freund schrieb sich am Schluß mit einem t, wie er sagte und war aus der Pfalz — jedenfalls ein elsassischer Name und zwar aus angesehener Familie.

Die Gesellschaft war fort — die Familie hatte sich in das Wohnzimmer zurückgezogen, um dort noch eine Tasse Thee zu trinken, und die Dienerschaft mußte indessen den ganzen Saal durchsuchen, um die Diamantbroche Ihrer Excellenz wieder zu Tage zu bringen. Diese konnte ja doch auch nicht verloren sein, denn die Frau Geheime Regierungsräthin versicherte, sie selber gesehen zu haben. Die einzige Möglichkeit blieb — wenn sie sich wirklich hier nicht fand, daß sie ihr abgefallen und sich vielleicht irgendwo in ihr faltiges Kleid eingehakt habe — und dann konnte sie freilich noch recht gut unterwegs verloren gehen.

Und der Geheime Regierungsrath vermißte noch immer seine Dose und wußte genau, daß er sie noch in der Gesellschaft gehabt hatte.

„Das ist heute ein recht unglücklicher Tag," sagte Erna, „heute morgen verlor ich schon zu allem Anfang meine kleine Broche, die das selige Schwesterchen getragen, und zufälliger Weise fand sie Herr von Sevant und brachte sie mir wieder."

„Herr von Sevant?" rief die Mutter erstaunt — „kanntest Du ihn denn schon von früher?"

(Schluß folgt.)

Auf dem Wasser.

Landpartie oder Wasserpartie — welche der beiden ist vorzuziehen?

Ich weiß wohl, daß es Damen gibt, welche sich aus Princip nie einem Wasserfahrzeuge anvertrauen werden. Sie haben gelesen von Wirbelwinden, die, aus unbekannter Richtung kommend, auch das stärkste Fahrzeug im Nu auf die Seite werfen und ertränken. Sie wissen von Untiefen, auf die das Schiff unvermuthet aufläuft, um dann rettungslos von den Wellen zerschlagen zu werden. Sie argwöhnen, daß sich in der Gesellschaft junge Herren befinden, denen es ein dämonisches Vergnügen macht, den Kahn in gefährliches Schaukeln zu versetzen. Sie glauben — doch das bekennen sie nicht offen — an gewisse Wassergeister, deren Auftauchen sich ebensowenig voraussehen läßt, als ihre Absicht dabei zu berechnen ist.

Damen, die also gesonnen sind, dürfen in der oben angeregten Frage ihre Stimmen nicht mit abgeben. Ich beklage diese Damen aus vielen Gründen, besonders aber deshalb, weil es ihnen niemals möglich sein wird, Australien oder Amerika zu sehen. Ich habe nicht die Absicht, die genannten Länder zu bereisen; aber ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß ich irgend ein Land der Erde von vornherein für unerreichbar halten müßte.

Wenn es auch Männer gibt, die dem balkenlosen Element absolut feindlich gesinnt sind — — nein doch, von solchen Männern können wir füglich absehen! Wenn, wollte ich sagen, in einer Gesellschaft, deren Mitglieder insgesammt keine Antipathie gegen das Wasser hegen, über Landpartie und Wasserpartie abgestimmt wird, so läßt sich hundert gegen eins wetten, daß der letzteren die meisten Stimmen zufallen werden.

Denn es läßt das Wasser kaum einen der Reize, wie sie das feste Land darbietet, vermissen. Will man sich am Anblick des Waldes erfreuen, nun, so rudert man zu der Stelle hin, wo das schattige Gehölz sich bis zum Spiegel des Gewässers herabsenkt. Man sieht die Kornfelder am Ufer, man sieht das Dörfchen liegen so anmuthig, als es nur von irgend einem Punkte des Festlandes zu sehen ist. Und eine Luft athmet man, wie sie reiner und erquicklicher weder über den Wiesen noch über der Haide lagert.

Es bietet aber das Wasser auch Dinge vieler Art, die auf dem Festlande nicht zu finden sind. Die Pflanzenwelt des Wassers zeigt Erscheinungen, über die der unerfahrene Festländer ebenso sehr erstaunt, wie der Bewohner der gemäßigten Zonen über Palmen und baumartige Farnkräuter, wenn er sie zum ersten Male erblickt. Ueber Wasserlilien und Seerosen wollen wir nichts sagen, weil sie auf die Märkte gebracht werden und überdies auch durch Stickereien auf Reisetaschen und Fußdecken unter das große Publicum gelangt sind. Aber da ist die Schwanenblume (Butomus vom Botaniker genannt) so schön, daß man sie mit der größten Sorgfalt in Gärten und Gewächshäusern aufziehen würde, wenn sie nur von weit her wäre. Da ist das Tausendblatt, ein Kunstwerk, dem wenig Anderes im Bazar der Natur gleich kommt. Da wiegt sich die seltsame Typha, da breiten sich gesellig über weite Flächen die niedlichen schwimmenden Ranunkeln. Nicht vergessen sei auch die Elodea (in den Bann thun wir den Namen Wasserpest!), für den Unbefangenen eine der lieblichsten Pflanzen, eines der reizendsten unter den wenigen botanischen Geschenken, welche die neue Welt der alten gemacht hat.

Und aus dem Grunde herauf wächst noch so viel Geheimnißvolles und greift mit grauen Armen nach den Rudern. Wie in einen Zaubergarten blickt man hinunter in die Tiefe.

Wenn es den Wasserpflanzen fast durchaus an eßbaren Früchten fehlt, so ist dagegen die Thierwelt des Wassers reich an solchen Arten, die sich sehr gut essen lassen. Auf dem Lande dagegen wird es an denjenigen Orten, welche die Zielpunkte der Landpartien bilden, schwer sein, irgend ein freilebendes jagdbares Thier, das sich kochen oder braten läßt, zu erhaschen.

Wie wunderschön sind die gefiederten Bewohner des Wassers! Wie launig und schelmisch klingt das Zwitschern der Rohrspatzen im Schilf! Und über den Ruf des Kibitzes muß man sich freuen, so oft man ihn hört. Für den Städter dürfte es auch nicht uninteressant sein, einmal wilde Enten im Wasser zu sehen statt in der Butter; oder einen Reiher zu erblicken, wie er fischt oder wie er sich in die Luft schwingt.

Ueber das Rauschen des Schilfes und über den Glanz der himmlischen Gestirne, die in der Fluth sich spiegeln, darf in Prosa nichts gesagt werden. Davon haben Lenau und andere Dichter zu schön gesungen.

Der Bewohner der geräuschvollen Hauptstadt, der einmal dem Lärm und den Qualen derselben entfliehen will, kann nichts Besseres thun, als daß er sich auf das Wasser rettet. Vorausgesetzt sei, daß sich — wie es bei Berlin glücklicher Weise der Fall ist — größere Wasserflächen in der Nähe der Stadt befinden. Dahin mag der Stadtmüde entfliehen. Da kreuzen sich tausend staublose Pfade, auf denen die Spur des Nachens in Augenblicken wieder verschwindet. Da gibt es entlegene Buchten, wo Ruhe und Friede und Alleinsein zu finden ist. Da ist Bergung möglich vor dem Gewühl der Straßen, das auf dem trocknen Lande an schönen Tagen bis tief in die Wälder und Haiden hineinragt.

Einiges von dem, was wir zur Empfehlung der Wasserpartie anführten, mag die auf unserem Bilde dargestellte Gesellschaft bewogen haben, in der Frühe des Morgens die Hauptstadt zu verlassen. Nachdem mittelst des Dampfschiffes oder zu Wagen das anmuthige Fischerdörfchen erreicht war, ist man alsbald auf den See hinausgerudert. Es war von vornherein die Absicht, mit dem reinen Naturgenuß den eines harmlosen Sports zu verbinden: man hat Angelzeug mitgenommen, man hat sich unweit des Ufers in einem Kahn festgelegt — man angelt.

Es braucht einer nicht „das Ganze der Angelfischerei" studirt zu haben, um behaupten zu dürfen, daß Angeln der angenehmste Zeitvertreib auf der Welt sei. Kein anderes Vergnügen gibt es, bei dem aufregende und beruhigende Elemente ebenso schön gemischt wären. Der Erwartung, mit der die Angel eingesenkt wird, entspricht genau die Befriedigung, wenn ein leises Zucken verräth, daß der Fisch anbeißt. Und mögen auch lange Stunden zwischen dem Eintauchen der Angel und dem Emporschnellen mit dem Fisch liegen, das thut der guten Stimmung durchaus keinen Abbruch. Und ist es das winzigste Fischchen, das endlich als Beute heimgetragen wird, es ist etwas Selbsterrungenes und wird mit freudigem Stolz betrachtet wie der erste selbstverdiente Groschen.

Nicht alle Personen aus der Gesellschaft unseres Bildes möchten wir den „gerechten" Anglern zuzählen. Wir nehmen aus den jungen Mann, welcher seiner schönen Nachbarin den Mechanismus des Angelhakens zu erklären scheint, und natürlich auch die junge Dame selbst, die ja nur mit einem Sonnenschirm ausgerüstet ist. Diese Beiden haben viel zu viel miteinander zu reden, und das stimmt nicht zum Angeln. Beim Fischen wie beim Kartenspiel darf durchaus nur das Nothwendigste gesprochen werden.

Die alte Dame neben dem jungen Paar ist in soweit nicht ganz bei der Sache, als sie anscheinend soeben ein wenig eingenickt ist. Vielleicht aber hat sie im Schlafe Glück. Vielleicht verfängt sich, während sie sanft schlummert, an ihrer Angel ein Hauptfisch, und sie wird alle anderen Mitglieder der Gesellschaft, die vorher über sie gelächelt haben, arg beschämen.

Leider ist ein Knabe, zum Angeln noch nicht reif, gerade im Begriff, die alte Dame durch einen Schmerzensschrei aufzuwecken. Während er träumerisch in die Fluth hinabschaute, hat ein boshafter Nix ihm den Hut vom Kopf gezogen und läßt ihn unter leisem Kichern in den See hinausschwimmen. Dafür erhält der arme Junge von Seiten des gestrengen Onkels eine, wie uns scheint, unverdiente Züchtigung. In Folge dessen muß er aufschreien, so laut, daß die alte Dame erwachen und im ersten Augenblick denken wird, der Hauptfisch habe wirklich angebissen.

Auf die beiden älteren Herren blicken wir mit Befriedigung, weil sie auf uns den Eindruck gediegener Angler machen. Ob sie aber heute gerade etwas fangen werden? Mitunter liegt — sagen die Angler — etwas in der Luft und bewirkt, daß etwas im Wasser liegt, was die Fische vom Anbeißen abhält.

Nun, unsere Gesellschaft wird sich trösten, auch wenn sie in das Fischerdörfchen kein Gericht Hechte für den Mittagstisch zurückbringt. Es werden sich im Fischbehälter des Gastwirths wohl einige Ersatzfische für die Tafel finden. Auch ist es ja gut, daß man nicht den ganzen See auf ein Mal ausfischt. Man hat sein Vergnügen und dabei die Beruhigung, daß man den armen Uferbewohnern, die aus der Fischerei ein Gewerbe machen, nicht das Brod vom Tisch nimmt.

J. Trojan.

Höher als die Kirche.

Eine Erzählung aus alter Zeit von **Wilhelmine von Hillern** geb. **Birch.**

„Mit leichter Hand und — so verständig
Als würde Geschnitzeltes wieder lebendig."
(Goethe.)

Gewiß sind schon Viele meiner freundlichen Leserinnen auf einer Reise in die Schweiz durch das liebliche Breisgau geflogen und haben mit Wohlgefallen die weichen Linien unseres Kaiserstuhls und die in blauen Duft gehüllten Vogesen verfolgt, die ja nun „wieder unser" sind. Sie haben es auch sicher nicht ohne Theilnahme gehört, als die Schrecken des Krieges sich bis an die Ausläufer des Schwarzwaldes wälzten und von dem kleinen stillen Städtchen Altbreisach jenseits des Kaiserstuhls aus der erbitterte Kampf um Neubreisach entbrannte. Es interessirt daher meine freundlichen Leserinnen vielleicht, eine harmlose Sage aus Breisachs Vergangenheit zu hören, welche sich als poetische Arabeske um das alte Städtchen am Oberrhein schlingt.

Sie kam mir, nachdem ich sie längst vergessen, wieder in den Sinn, als ich in einer kalten Winternacht auf der Höhe unseres Schloßberges stand und dem Bombardement des Fort Mortier lauschte. Es war eine rauhe unheimliche Nacht. Der Sturm rüttelte mit wahrer Wuth an dem Gipfel des Berges und schien uns die Mäntel vom Leibe reißen zu wollen; auch der letzte Neugierige hatte sich verloren, Niemand war mehr weit und breit um mich her, als das Mädchen, welches ich zur Begleitung mitgenommen und mein treuer Beschützer, ein großer Hund, der jeden neuen Windstoß und jedes Rascheln im Laub anknurrte und anbellte. Ein anderer Hund tief unten am Fuß des Berges wurde von seiner gellenden Stimme aufgeschreckt und antwortete mit einem kläglichen Geheul, das gar unheimlich durch die Stille drang.

„Man sagt, wenn ein Hund heult, stirbt Jemand," bemerkte meine Begleiterin fröstelnd.

„Da drüben werden auch wohl genug Menschen sterben," sagte ich und schaute hinüber über das weite nächtige Thal, wo hinter dem Kaiserstuhl eine rothe Lohe auf- und niederschwankte — der Brand von Neubreisach. Schwere Schneewolken verdunkelten den Mond und die Röthe hob sich um so greller von dem schwarzen Hintergrund ab. In regelmäßigen Intervallen stiegen die Bomben wie Leuchtkugeln am Horizont auf und zogen mit Gedankenschnelle im weiten Bogen ihre Bahn herüber, hinüber und wenn sie einschlugen in den Feuerherd, so wallte die sich senkende Gluth neu auf, und schwer und langsam folgte dem Aufblitzen der Geschütze jener wunderbare Donner, den nie vergißt, wer ihn einmal gehört — jene majestätischen Hammerschläge, mit denen der große „Schmied von Sedan" ein altes Reich zerschlug und ein neues zusammenschmiedete. Und auch die von drüben blieben keine Antwort schuldig; und herüber und hinüber dröhnten die wuchtigen Schläge unerbittlich, Menschenwerk und Menschenleben zermalmend und der Brand Neubreisachs leuchtete als Schmiedefeuer zu der furchtbaren Arbeit.

Tief unten zu unseren Füßen lag wie im bangen Traume die Stadt Freiburg mit ihren zerstreuten, matt schimmernden Lichtern. Die Fenster aber waren dunkel, die Stadt hatte die Augen geschlossen; und wie eine schwarze Schwanenmutter, die ihre Küchlein um sich geschaart, so ruhte das gewaltige Münster mit seinem schlanken Thurm inmitten der niederern Häuser des Marktes, die sich wie Küchlein in der Dunkelheit unter seine Fittige zu verkriechen schienen. Es schlug zwölf von dem zu uns aufragenden Thurm und größere und kleinere Uhren nah und ferne trugen die Botschaft weiter, daß wieder ein banger Tag der schweren Zeit um und ein vielleicht noch bangerer beginne. Todtenstille lagerte über der schlummernden Stadt, während hinter unsern Bergen so nahe das Verderben wüthete. Nur das Tod verkündende Geheul des einsamen Kettenhundes drang fortwährend zu uns herauf und der brausende Sturm sang mit dem Kanonendonner zusammen ein düsteres gewaltiges Lied von Kampf und Noth.

„Wenn sie nur das Münster nicht zusammenschießen," sagte meine Begleiterin, „heute Abend hieß es, die Franzosen zielten auf das Münster."

Das Münster — das ehrwürdige Breisacher Münster mit seinen gothischen Thürmchen, seinen frommen Sagen, seinen silbernen und goldenen Monstranzen von unvergleichlicher Arbeit, und seinem kostbaren Altar, einem Meisterwerk der Holzschneidekunst, wie es wenige gibt!

Und versunken plötzlich wie mit einem Zauberschlag war die finstere Winternacht mit ihrem Schlachtenlärm um mich her und ich stand in Breisach auf dem Münsterplatz und schaute von der stattlichen Anhöhe aus, weit hinein in die lachende grüne Rheinebene, hinüber nach Frankreich, dem damals noch unheimlich ruhenden Nachbar, der schon in so manchem Kampfe die blutigen Klauen nach diesem Ruhekissen des heiligen römischen Reichs, wie Breisach vor Zeiten hieß, ausgestreckt und es doch nie behalten durfte. Da lag es wieder vor mir in seiner stolzen Ruhe, das altersgraue Gebäude, und über ihm wölbte sich ein sonniger blauer Himmel. Zu Füßen des Berges, auf dem das Städtchen bis zum Münster malerisch ansteigt, floß breit und majestätisch der grüne deutsche Rhein hin, und wenn ich mich über die niedere Einfriedigungsmauer bog, konnte ich von oben herab in die kleinen engen Straßen mit ihrem harmlosen Treiben blicken, wie in eine von Kindern erbaute Stadt. Mein Fuß schritt weiter auf dem weichen grünen Rasenplatz rings um das Münster. Ein paar verspätete alte Mütterchen keuchten mit Gesangbüchern und Rosenkränzen den Berg herauf und aus der geöffneten Kirchthür drang Weihrauchgeruch und mischte sich mit dem Duft der blühenden Fliederbüsche. Das Meßglöcklein ertönte, die Maikäfer summten und einige kleinbürgerlich geputzte Kinder tummelten sich im Grase noch unbekümmert um ihr Seelenheil, für das die Mutter drinnen in der Kirche betete. Selbst der „Münstersimpel," der den Fremden immer die Mütze hinstreckt, hatte heute seinen besten Rock an, denn es war Sonntag und ein Sonnentag im wahren Sinne des Wortes. Durch die offenen Bogen des Kreuzganges schimmerten die grünen Wogen des Stromes so hell, daß man kaum den Blick darauf heften konnte und die französische Schildwache drüben über der Schiffbrücke, welche noch freundnachbarlich Alt- und Neubreisach verband, hielt sich, geblendet von dem Sonnenbrand, die Hand vor die Augen.

Ich flüchtete mich in den Schatten hinter der Kirche, um den Gottesdienst abzuwarten; da war es so still und kühl und so friedlich, es gemahnte mich an das schöne Wort Eckhart's: „hinter der Kirche blühe die blaue Blume der Zufriedenheit." Jetzt kündete drinnen das geheimnißvolle Schellen der Monstranz das hohe Wunder der Wandlung an, jetzt sanken die Gläubigen lautlos verhüllten Angesichts in die Knie vor dem leibhaftig gewordenen Gott, — ein zweites Schellen — ein drittes — jetzt war der Gott an ihnen vorbeigeschritten und sie konnten sich erheben, neu gestärkt und belebt — gestreift von dem göttlichen Leib! Ich schaute zu einem der hohen Fenster hinein. Ein voller Sonnenstrahl fiel auf den herrlichen holzgeschnitzten Hochaltar, wo Gott, Vater und Sohn mächtigen Schwunges in Haltung, Bart und Gewändern die allerseligste Jungfrau zur Himmelskönigin krönen, umgeben von einem Chor jubilirender Engelschaaren. Mit Gedankenfluß und Gedankenbiegsamkeit schien sich hier der ungefüge Stoff des harten Holzes unter der Hand des Meisters gestaltet zu haben. In solcher Hand mußte ein Zauber wohnen, — der Alles bezwingende Zauber des schöpferischen Genius!

Und als die Messe zu Ende war und die Andächtigen wieder den steilen Berg in der Sommerhitze hinunterstiegen, da trat ich ein in das kühle steinerne Haus, das noch von bläulichen wohlriechenden Wolken durchzogen war. Hoch über meinem Haupte bog sich unter der Wölbung der Kirche zierlich die Spitze des Altars, wie eine zu hoch aufgeschossene Blumenranke, die sich der Decke des Gewächshauses beugen muß. Ich liebe solchen Schwung, der weit über die ihm gesteckten Grenzen hinausreicht, sich ihnen aber doch zu rechter Zeit zu fügen weiß. Und auf meine Fragen nach dem Schöpfer dieses herrlichen Werkes erzählte mir der Meßmer die harmlose Künstlersage, die sich an seine Entstehung knüpft. Ich erzähle sie treulich wieder und sollte meine Phantasie mit etwas lebhafteren Farben malen als die Tradition, so möge es verziehen sein, da ich keinerlei Bürgschaft für die Wahrheit meiner Geschichte übernommen habe!

I.

Das Messer.

Es war im Jahre des Heils 1511, als zwei stattliche Männergestalten über den Rasen des stillen Münsterplatzes hinschritten. Der eine, etwas ältere mit feingebogener Nase, vollem graublondem Bart und langen Locken, die reich unter dem rothen Sammetbarett niederfielen, schritt so majestätisch einher, daß man es auf den ersten Blick sah, er war kein gewöhnlicher Christenmensch, sondern einer, auf dessen breiten Schultern eine unsichtbare Weltkugel ruhte. Schön, groß und edel, wie man sich die höchsten der Menschheit denkt — ein Kaiser — ein deutscher Kaiser vom Scheitel bis zur Zehe; zugleich ein Dichter und ein Held im wahren Sinne des Wortes, Anastasius Grün's letzter Ritter — Maximilian I. Hier in „seiner Stadt" Breisach, wie er sie nannte, ruhte der Kaiser gerne aus von den Händeln, welche ihn und mit ihm die Welt bewegten, hier in dieser tiefen Ruhe und Stille arbeitete er an seinem „Weißenkunig," hier schrieb er die zärtlichen Briefe an seine Tochter Margaretha in den Niederlanden. Das jetzt so vergessene unbeachtete Städtchen am Oberrhein, es war das Sanssouci Kaiser Maximilian's. Aber zur Zeit des Jahres 1511 lagerten sich auch um dies „Ohnesorge" drohende Wolken, die des Kaisers Stirn beschatteten und einen Sturm ankündeten, der ihn weit mit sich fortreißen sollte, fort für immer von dem stillen Fleck Erde, den er so geliebt. Schon glimmten da und dort im eigenen Reiche unter der Asche die Flammen des Bauernkrieges auf und draußen regte es sich wieder feindlich in dem tückischen französischen Vulkan — der Verlust Mailands drohte und der alte Drache, der Türk, tauchte in weiter Ferne wieder auf — es war fast zuviel — selbst für einen Kaiser. So ging er stolzen aber schweren Schrittes an der Umfriedigungsmauer des Münsterplatzes hin und sein Auge hing trübe an der heiteren Landschaft zu seinen Füßen; die unsichtbare Weltkugel drückte heute mehr denn je auf seinen Schultern.

Plötzlich blieb er stehen: „Was sind das für Kinder?" fragte er den ihm folgenden Herrn, den edeln Ritter Marx Treitsauerwein, seinen Geheimschreiber, und deutete auf eine Gruppe von zwei Kindern, die mit großem Eifer in einer Nische der Mauer einen jungen Rosenstock pflanzten.

Es waren Kinder, so schön, wie sie nur die Phantasie eines Künstlers ersinnen kann. Ein Mädchen und ein Knabe, ersteres etwa acht, letzterer zwölf Jahre alt. Die Kleinen waren so in ihre Arbeit vertieft, daß sie den Kaiser nicht kommen hörten; erst als er dicht vor ihnen stand, fuhren sie in die Höhe und der Bub stieß das Mädchen an und sagte ganz laut: „Du, das ist der Kaiser."

„Was macht Ihr denn da?" frug Maximilian und sein Künstlerauge weidete sich an dem reizenden Pärchen.

„Wir setzen dem lieben Gott einen Rosenstock," sagte der Junge unerschrocken.

„Glaubt Ihr, daß sich der liebe Gott sehr daran freuen wird?"

Der Junge zuckte die Achseln. „Je nun, wir haben nichts Besseres."

„Ah so — da habt Ihr Euch wohl sehr gern?"

„Ja, wenn ich einmal groß bin und ein Messer habe, dann heirath' ich sie."

Der Kaiser machte große Augen. „Braucht man denn zum Heirathen ein Messer?"

„Ja freilich," antwortete der Knabe ernsthaft, „wenn ich kein Messer habe, kann ich nicht schneiden und wenn ich nicht schneiden kann, verdiene ich kein Geld — und die Mutter hat gesagt, ohne Geld könne man nicht heirathen und ich müsse viel Geld haben, wenn ich die Marie wolle, weil sie eine Rathstochter ist."

„Holz!"

„Aha, ich verstehe, Du willst Holzschneider werden. Nun erinnere ich mich auch, daß ich zwei junge Bursche Deines Namens einmal bei Dürer in Nürnberg sah — sind das Verwandte von Dir?"

„Ja, Geschwisterkind."

Auf dem Wasser.

Der Kaiser lachte. „Da wird er schon mit dem guten Willen vorlieb nehmen! Wie heißest Du denn?"

„Hans Liefrink."

„Und die Kleine, ist sie Deine Schwester?"

„Nein, das ist Ruppacher's Marie, mein Nachbarskind. -- Pfui, Maili, thu' die Schürze aus dem Mund!"

„Aber," frug der Kaiser weiter, „was willst Du denn schneiden?"

„Da übten Eure Väter diese Kunst?"

„Ja — und ich hab', wo ich klein war, zugesehen und nun will ich's auch lernen, aber der Vater und der Ohm sind todt und die Mutter kauft mir kein Messer."

Der Kaiser griff in die Tasche und zog ein schönes Messer mit kunstreichem Griff und vielen Klingen heraus. „Thut's das?"

Dem Buben stieg vor freudigem Schreck eine heiße Röthe ins Gesicht, man sah's durch das grobe zerrissene Hemdchen, wie ihm das Herz schlug.

„Ja, freilich," stammelte er, „das thät's schon."

„Nun, da nimm's und sei fleißig damit," sagte der Kaiser.

Der Bub nahm das Kleinod so behutsam aus des Kaisers Hand, als sei's glühend heiß und könne ihm die Finger verbrennen.

„Ich dank' vielmals!" war alles, was er herausbrachte, aber in den dunkeln Augen des Knaben loderte ein helles Freudenfeuer auf und überschüttete den Kaiser wie mit einem Funkenregen von Liebe und Dankbarkeit.

„Willst Du nicht zu Deinen Vettern nach Nürnberg gehen und ihnen helfen, Platten schneiden? Da gibt's viel Arbeit."

„Nach Nürnberg zum Dürer möcht' ich schon, aber Platten will ich nicht machen. Ich mag die Holzschnitte nicht leiden, die sind so flach, daß man mit der Hand drüber hinwischen kann und so ineinander drin, daß man nicht weiß, was nah und was fern ist und daß man sich die Hälfte dazu denken muß. Da schneide ich lieber Figuren, das sieht viel natürlicher aus und man kann's greifen!"

„Man kann's greifen!" wiederholte der Kaiser lächelnd, „der ächte Plastiker! Du wirst ein ganzer Kerl, Hans Liefrink. Du hast Recht, halte Dich an das, was natürlich ist und was man greifen kann — dann wird Dir's nicht fehlen!"

Er zog ein ledernes Beutelchen aus dem Sammetkollet und gab es dem Jungen. „Paß auf, Hans. Die Goldgulden da drinnen heb' auf; gib sie Niemand, auch Deiner Mutter nicht, sag', der Kaiser hätte befohlen, daß Du sie nur zu Deiner Ausbildung verwendest. Lerne tüchtig und wenn Du groß bist und reisen kannst, dann geh' nach Nürnberg zum Dürer, bring' ihm einen Gruß von mir und sag' ihm, wie sein Kaiser ihm einst die Leiter gehalten, so solle er nun Dir die Leiter halten, damit Du recht hoch hinaufsteigen könnest. Versprichst Du mir das Alles in die Hand hinein?"

„Ja, Herr Kaiser!" rief Hans begeistert und schlug ein in die kaiserliche Rechte und schüttelte sie herzhaft in seiner großen Freude.

„Herr Kaiser," platzte er heraus: „Wenn ich einmal den lieben Gott schneide, dann mache ich ihn so wie Ihr — gerade so wie Ihr muß er aussehen."

„Gehab' Dich wohl," lachte der Kaiser und stieg mit seinem Begleiter den Berg hinab.

Der Knabe stand da, als habe er geträumt, Maili hatte trotz des Verbots einstweilen ein Loch in die Schürze gelutscht und hielt den nassen Zipfel wie versteinert in der Hand. Jetzt lief es einer Magd entgegen, die das Kind zankend zu suchen kam, und flüsterte ihr zu: „denk', der Kaiser war da und hat dem Hans ein Messer geschenkt und viele Goldgulden." Die Magd wollt's nicht glauben, aber als sie das Messer sah — anfassen durfte sie's nicht — da mußte sie's wohl glauben und sie rief den ganzen Berg hinunter die Leute zusammen und Alle wollten das Messer sehen und den Inhalt des Beutels, aber den zeigte der kluge Junge Niemandem.

Andern Tags reiste der Kaiser ab und die Geschichte mit Hans Liefrink war noch viele Wochen das Stadtgespräch von Breisach. „Freilich war es kein Wunder, der Hans Liefrink war immer ein frecher Bub gewesen und hatte das Maul vornen dran — wie sollte er sich nicht auch beim Kaiser anzuschwätzen verstanden haben!"

II.

Unter dem Kaiserbaum.

Jahre verstrichen seitdem. Hans Liefrink verlor seine Mutter, Maili die ihre und fester und fester schlossen sich die verwaisten Kinder aneinander an. Abends am Feierabend, wenn der Vater im Wirthshaus auf der Honoratiorenbank kannengießerte und die Haushälterin mit den Frau Basen vor der Thür schnatterte, da stiegen die Kinder über den Zaun, der die Gärten hinter dem Hause trennte und setzten sich zusammen und Hans schnitzte dem Maili schöne Spielsachen und Figürchen, wie sie kein Kind in ganz Breisach hatte und erzählte ihr von Allem, was er wußte, von den schönen Bildern und Schnitzwerken, die er in Freiburg im Münster gesehen und von den großen Meistern seiner Kunst, Baldung Grün in Freiburg und Martin Schön in Kolmar; denn er ging jetzt oft da und dorthin, wo es was zu sehen und zu lernen gab und lernte unermüdlich.

Stundenlang saßen sie so bei einander und erzählten sich, was sie wußten. Wenn es sich aber thun ließ, so liefen sie hinauf zum Münster und gossen ihren Rosenstock, den Hans zur Erinnerung den Kaiserbaum getauft. Dort weilten sie am liebsten, denn sie meinten immer, der Kaiser müsse doch einmal wiederkommen und dort oben so vor ihnen stehen, wie das erste Mal. Und oft riefen sie laut hinaus: „Herr Kaiser, Herr Kaiser, komm' wieder!"

Aber die kindlichen Stimmen verhallten ungehört in der weiten, weiten Welt, wo sich der Ersehnte im lauten Schlachtgetümmel umthat. Die Kinder warteten vergebens, der Kaiser kam nicht wieder!

So wuchsen die Kleinen heran und der „Kaiserbaum" wuchs mit ihnen und als hätten die zarten Fäden unbewußter Liebe in ihren Herzen sich mit den Wurzeln des Bäumchens in Eins verschlungen und verwoben, so zog es auch die Erwachsenen immer wieder zu dem Rosenstock in der Mauernische, hier fanden sie sich Tag für Tag. Das Bäumchen war wie ein treuer Freund, der ihre beiden Hände in der seinen vereinte und festhielt. Aber der treue Freund war leider nicht stark genug, um auch äußerlich zusammen zu halten, was die Menschen trennen wollten.

Die schöne stattliche Jungfrau Ruppacherin, die hochangesehene Rathsherrntochter, durfte nicht mehr freundnachbarlich mit dem armen Bildschnitzer verkehren, der Vater verbot es ihr eines Tages auf das Strengste; denn Hans Liefrink war nicht nur arm — er war auch nicht einmal ein Breisacher Bürgerskind. Seine Familie waren Niederländer und in Breisach eingewandert. Ein Fremder, ein armer Fremder noch dazu, war zu jenen Zeiten eine Art Paria, er konnte nicht eingefügt werden in das eingerostete enge Geleise altherkömmlichen Brauches. Nun aber trieb der Hans auch noch nicht einmal ein ordentliches Handwerk, ein Künstler wollte er werden — das war damals so viel, wie ein Beutelschneider, ein Herumtreiber, ein Hexenmeister, der ehrliche Leute durch Zaubertränkchen und Sprüche verführt. Und der Hans war auch just so eine Art Mensch, dem man derlei Hocuspocus zutrauen konnte. Den Mädels that er es an, wo er vorüberging, daß sie stehen blieben und ihm nachschauen mußten, Locken hatte er wie von kastanienbrauner Seide und seine dunkeln Augen hatten auch so etwas Eigenes, was kein Mensch sagen konnte, sie thaten Jeden förmlich in Bann, mit dem er sprach. Was er trieb und schaffte, das wußte auch kein Mensch. Das kleine Haus, in dem er wohnte, hatte er sich gekauft und nach seiner Mutter Tod bewohnte er's ganz allein und Keiner ging bei ihm ein noch aus, als der berühmte und daher auch berüchtigte Bildhauer Jakob Schmidt, der eines Tages im Streit einen Breisacher erschlug und flüchten mußte. Man sagte sogar, Hans habe ihm noch zur Flucht verholfen. Seitdem war er vollends im Verschrei und sein stolzer Nachbar Ruppacher, dem der treue Spielkamerad seiner Tochter längst ein Dorn im Auge war, ließ sogar zwischen seinem und Hansen's Garten eine hohe Mauer aufführen, so daß sich die jungen Leute gar nicht mehr als beim „Kaiserbaum" treffen konnten und auch dies nur selten, wenn es eben recht still und leer da oben war. Aber gerade dies Hinderniß schwellte den ruhig hinfließenden Strom unbewußter Gefühle in den jungen Herzen erst an, daß er ihnen über die Lippen floß. Eines Abends, als Maili lange nicht zum Rosenbäumchen gekommen war, sang Hans unter ihrem Fenster, das nach dem Garten ging, sein erstes Liebeslied:

Am Rosendorn, am Rosendorn
Da blieb mein Herze hangen
Und wenn Du kommst zum Rosenbaum,
Kannst Du's herunter langen.

Viel Früchte trägt der Früchtebaum,
Die mög'n Dir wohl behagen,
Doch solche Frucht, das glaube mir,
Hat noch kein Baum getragen.

Süß Liebchen, komm' und pflück' sie ab,
Laß nicht zu lang' sie hängen,
Sonst muß sie, ach! im Sonnenbrand
Verwelken und versengen.

Und sie kam auch richtig am andern Tag und holte das Herz herunter und legte es an das ihre und schwur in seligem Erröthen, es nimmer, nimmer lassen zu wollen. Und es war ein Augenblick der Wonne, daß Hans laut ausrief: „Ach, wenn jetzt der Kaiser käme!" als gönne er sich diese Stunde nicht allein und als könne nur ein Kaiser sie mit ihm theilen. Der Kaiser kam aber wieder nicht und Hans schnitt mit dem heiligen Messer, das er aus des Gesalbten Hand empfing, die Buchstaben M und H in die Rinde des Rosenstocks und eine kleine Kaiserkrone darüber. Das sollte heißen: Maria, Hans und Kaiser Maximilian.

Der Herbst verging und der Winter kam und da sie sich nun immer seltener sahen, sang Hans immer öfter das Lied vom Rosendorn und noch manches Andere, bis es eines Tages der Ruppacher merkte und dem Mädchen mit Fluch und Verstoßung drohte, wenn sie von dem „Lump" nicht ließe.

So standen denn eines Abends die jungen Leute zum letzten Male unter dem Rosenstock, den sie vor acht Jahren gepflanzt. Er, ein zwanzigjähriger schöner Jüngling, sie, eine Knospe von sechszehn Sommern. Es war ein lauer Februartag, wie sie im Süden häufig sind. Der Schnee war geschmolzen und ein leiser Luftzug schüttelte die noch braunen dornigen Aeste des Rosenstocks. Das Mädchen stand gesenkten Hauptes vor dem Jüngling, sie hatte ihm Alles erzählt, was sie hatte hören müssen und schwieg jetzt. Ihre Hand ruhte in der seinen und große Tropfen rannen ihr über die Wangen herab.

„Maili," sagte der Jüngling mit tiefem Schmerz, „am Ende glaubst Du auch noch, daß ich solch ein schlechter Mensch bin?"

Da schlug sie voll die blauen Madonnenaugen zu ihm auf und ein schönes Lächeln glitt über ihr sanftes Mädchengesicht. „Nein, Hans, nie und nimmer. Mich soll Keiner irre an Dir machen. Sie kennen Dich Alle nicht, ich aber kenne Dich, Du hast mich erzogen und mich gelehrt, was die Andern nicht wissen, was schön und groß ist. Du hast mich zu dem gemacht, was ich bin, wie Deine kunstreiche Hand aus einem Stück Holz ein Menschenbild gestaltet," und sie nahm seine kräftige schwielige Hand und drückte sie leise an ihre weichen warmen Lippen. Er ließ es gern geschehen, denn die Leute wußten damals noch nichts von der Liebesetiquette unserer Tage und sie faltete ihre zarten Finger über den seinen und sprach weiter: „Ich glaub' an Dich immerdar, denn Du verherrlichst Gott mit Deiner Kunst und wer das thut in Wort oder Bild, der kann nicht schlecht sein!"

„Und willst mir treu bleiben, Maili, bis ich mich und meine Kunst zu Ehren gebracht und als ein angesehener Mann kommen kann, um Dich zu freien?"

„Ja Hans, ich will den Fuß nicht aus meines Vaters Hause setzen als zu Dir — oder ins Kloster. Und wenn ich sterbe, ehe Du kommst, dann will ich hier begraben sein, hier unter dem Kaiserbaum, wo wir so glücklich waren. Und gelt, dann kommst Du und rastest hier aus von Deiner Müh und Arbeit und jedes Rosenblatt, das auf Dich niederfällt, soll Dich gemahnen, als sei's ein Kuß von mir!"

Und sie sank in Thränen an des Jünglings Brust und die beiden jungen bedrängten Herzen schlugen aneinander in ihrem Abschiedsschmerz, heiß und innig und in dem Marke des Rosenbaums regte sich's quellend wie Frühlingsahnung und Frühlingskeimen.

„Weine nicht, Maili," sagte Hans endlich, sich aufraffend. „Es wird noch Alles gut werden. Ich gehe zum Dürer, wie's der Kaiser befohlen hat und lerne vollends bei ihm aus und wenn ich dann was Rechtes kann, dann suche ich mir den Kaiser auf, wo er auch sei, trage ihm mein Anliegen vor und bitte ihn um seine Fürsprach bei Deinem Vater."

„Ach ja der Kaiser," rief Maili, „ach wenn doch der endlich wiederkäme, der würde uns helfen!"

„Er kommt gewiß wieder, mein Lieb," meinte Hans zuversichtlich, „wir wollen recht beten, daß der liebe Gott ihn zu uns oder mich zu ihm führt."

Und sie knieten Beide in dem feuchten kalten Wintergras nieder und es war ihnen, als müsse Gott ein Wunder thun und den Kaiserbaum vor ihren Augen in den Kaiser selbst verwandeln.

Da — was war das? Da schlug die große Glocke des Münsters an — langsam, feierlich, tieftraurig.

Die Liebenden schauten auf. „Was ist das — brennt es — kommen Feinde?" Ihnen ahnte ein schweres Unglück.

Jetzt stiegen Leute den Berg herauf, die nach der Kirche wollten. Hans eilte ihnen entgegen zu hören, was es gibt, indeß Maili sich im Kreuzgang verbarg.

„Wo steckt Ihr denn, daß Ihr nichts wißt," schrien die Leute: „Auf dem Markte ist es ja verlesen worden, der Kaiser ist todt!"

Der Kaiser ist todt!

Da stand der arme Hans wie vom Donner gerührt, alle seine Hoffnungen waren mit einem Schlage zertrümmert. Und als es wieder still und leer war auf dem Platz, setzte er sich auf die Bank, lehnte die Stirn in ausbrechendem Schmerz an das schlanke Stämmchen des Rosenbaums und schluchzte laut: „O mein Kaiser, mein lieber guter Kaiser, warum bist Du mir gestorben." Da legte sich leise eine Hand auf seine Schulter, Maili stand neben ihm. Es dunkelte und nur vom Wasserspiegel des Rheins herauf schimmerte noch ein matter Widerschein der letzten Lichtstrahlen. Es hatte ausgeläutet, die eherne Todtenklage war verklungen und es war so still und ausgestorben ringsum in der Natur, als könne es nie wieder Frühling werden.

„O Maili," klagte Hans hoffnungslos. „Der Kaiser kommt nicht wieder!"

„Aber Gott ist da und der verläßt uns nicht!" sagte Maili und ihre blauen Augen schimmerten durch die Dämmerung wie ein paar vom Himmel verbannte Sterne, die sich wieder in ihre Heimath zurücksehnten.

Und als Hans sie so anschaute, wie sie vor ihm stand mit über der Brust gekreuzten Armen in ihrer jungfräulichen Reine und Demuth, da leuchtete eine hohe Freude in seinem Antlitz auf und er faltete begeistert die Hände.

„Maria!" flüsterte er. „Ja, Gott verläßt uns nicht, er zeigt mir seine Himmelskönigin in diesem Augenblick und wenn ich es vollbringe, das zu schaffen, was ich jetzt vor mir sehe — dann bin ich ein Künstler, der keines Kaisers Hilfe mehr braucht."

Am andern Morgen mit Tagesgrauen trat Hans reisefertig, ein Ränzel auf dem Rücken und auf der Brust das lederne Beutelchen mit dem letzten Rest von Kaiser Maximilian's Goldgulden aus seiner Thür, schloß das kleine Haus ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und schritt langsam von dannen. Laut und deutlich erschallte seine volle weiche Stimme noch einmal: „Am Rosendorn, am Rosendorn da bleibt mein Herze hangen."

Leise öffnete sich in Ruppacher's Haus eines der niederen Fensterchen mit den runden in Blei gefaßten Scheiben und ein weißes Tüchlein wehte durch die Dämmerung einen stummen Abschiedsgruß. Da war es, als ob die Stimme sich bräche in Thränen und es tönte nur noch zitternd und unsicher herüber:

„Viel Früchte trägt der Früchtebaum,
Die mög'n Dir wohl behagen,
Doch solche Frucht, das glaube mir —"

Jetzt verstummte das Lied, die Bewegung hatte den Scheidenden übermannt und nur noch seine festen Tritte und das Klirren des Wanderstabes schallten die Straße herauf.

(Schluß folgt.)

Mirabeau's treueste Freundin.

II.

Der Zufall führte Henriette de Nehra mit Mirabeau früher zusammen, als sie geahnt hatte. Kaum drei Wochen nach ihrer ersten Begegnung bei Julie Carreau erhielt Henriette de Nehra die Nachricht, daß ihr Oheim, der sich bisher wenig oder gar nicht um sie gekümmert hatte, kinderlos gestorben sei und ihr ein erhebliches Legat ausgesetzt habe. Der Testamentsvollstrecker schrieb ihr, daß die Regulirung dieser Angelegenheit wesentlich erleichtert werden würde, wenn Fräulein de Nehra nach Amsterdam käme und dort an Ort und Stelle die Erbschaft anträte. Sie befolgte diesen Rath und traf Mitte September in ihrer Geburtsstadt ein.

Sie hatte sich von ihrem Aufenthalte in Holland wenig Freude versprochen. Um so angenehmer war sie überrascht, als sie in der Frau ihres verstorbenen Oheims, der ihr bisher fremd geblieben war, eine äußerst liebenswürdige und vortreffliche Dame kennen lernte, welche ihr mit größter Sympathie entgegen kam.

Frau Betty van Haren war eine ächte, ruhige Holländerin, mit einem regelmäßigen, etwas kalten Gesicht, groß und stark gebaut, gewöhnlich etwas wortkarg, aber wenn sie sprach, klar und bestimmt in ihrer Rede, gelassen in ihren Bewegungen und wohlwollend in ihren Gesinnungen. Frau van Haren fand an ihrer Nichte aufrichtig Gefallen; und da sie nichts mehr an Amsterdam fesselte und sie sogar eine gewisse Genugthuung fühlte, sich zeitweilig von dem Orte zu entfernen, der in ihr zunächst nur schmerzliche Erinnerungen wach rufen konnte, faßte sie den Beschluß, Henriette nach Paris zu begleiten und dort die nächsten Monate mit ihr zu verbringen. Henriette war darüber auf das Innigste erfreut; plötzlich und unerwartet hatte sie gefunden, wonach sich ihr Herz stets gesehnt hatte: den Ersatz für eine Familie und eine liebe Anverwandte, die ihr mit Rath und That zur Seite stand und wirkliche Theilnahme an ihrem Schicksal hegte. Ein alter Diener der Frau van Haren, Jan, sollte die Damen nach Paris begleiten und dieser hatte auch die Vorbereitungen zur Reise zu besorgen. Die Sachen waren gepackt, Pferde und Wagen waren gemiethet, Alles war bereit, als Jan, ein sparsamer Mann, der Frau van Haren meldete, daß ein Herr, wie er von dem Wagenvermiether gehört habe, für denselben Tag, an welchem die Abreise der Damen von Amsterdam erfolgen sollte, eine Reisekutsche für längere Zeit bestellt habe; und auf nähere Erkundigung habe er denn auch erfahren, daß dieser gleichfalls nach Paris sich begeben wolle. Vielleicht, meinte Jan, würde der Herr mit einem Rücksitz vorlieb nehmen und auf diese Weise würden die Kosten um ein Erhebliches vermindert werden. Der Herr sei aus sehr guter Familie und werde den Damen jedenfalls ein sehr angenehmer Gesellschafter sein. Frau van Haren leuchtete der praktische Vorschlag ihres Dieners ein, sie besprach die Sache mit ihrer Nichte und man kam überein, den fremden Herrn durch Jan von dem Reiseproject unterrichten zu lassen und ihn zu veranlassen, sich den Damen als Reisegefährten anzubieten.

Am folgenden Tage erschien bei Frau van Haren — Mirabeau, der durch Fürsprache eines hohen Gönners die Aufhebung seines Ausweisungsbefehls erwirkt hatte. Wie erstaunte er, als er, der eine einfach geschäftliche Angelegenheit abzuwickeln geglaubt, plötzlich in fremdem Lande dem jungen Mädchen gegenüber stand, das er vor wenigen Wochen bei Fräulein Carreau gesehen und das ihn dort durch die Lieblichkeit ihres Wesens so entzückt hatte! Und wie erstaunte Henriette, als der interessante Graf mit der athletenhaften Gestalt, an den sie wider Willen immer hatte denken müssen, unerwartet vor ihr erschien.

Mirabeau war wieder von bezaubernder Liebenswürdigkeit und die Damen waren entzückt, einen so interessanten Reisegefährten zu finden, der ihnen außerdem noch durch seine Körperconstitution das beruhigende Gefühl gewährte, daß er im Nothfall auch ein guter Schutz sein würde. Es versteht sich also von selbst, daß man sich schnell über die bevorstehende Reise einigte, und zwei Tage darauf, an einem sonnenhellen Herbsttage, treffen wir die kleine Gesellschaft im fröhlichsten Gespräche lachend und scherzend im bequem eingerichteten Reisewagen auf der Landstraße wieder.

Zu jener Zeit hatte das Reisen noch seine volle Poesie. Man

reiste nicht nur, wie heutzutage, um anzukommen, man hatte nicht nur, wie jetzt, das Ziel im Auge und vergaß nicht darüber die Schönheiten, welche sich während der Strecke dem Blicke darboten — man legte ohne Hast und behaglich den langen Weg zurück, verweilte in Beschaulichkeit, wo die Schönheiten der Natur oder eine künstlerische Merkwürdigkeit dazu einluden, oder ein kleiner Unfall, der zu den regelmäßigen Zerstreuungen auf der Reise gehörte, dazu zwang. Und man gab sich die Mühe, die Leute, mit welchen man reiste, kennen zu lernen; wußte man doch im Voraus, daß man lange Tage hindurch auf den Umgang mit ihnen angewiesen war. Man suchte sich mit kleinen Dienstleistungen gegenseitig zur Hand zu gehen, suchte durch Laune und Frohsinn die Länge des Weges zu kürzen und Leute, die erst im Reisewagen miteinander Bekanntschaft gemacht hatten, schieden voneinander wie alte Freunde und drückten sich, wenn sie an Ort und Stelle angekommen waren, mit wahrer Herzlichkeit die Hände. Zu jener Zeit bildeten sich noch Reisefreundschaften, während heutzutage kaum Reisebekanntschaften gemacht werden. So entstand auch während der Fahrt von Amsterdam nach Paris zwischen den Damen und ihrem Begleiter allmählich ein intimes, freundschaftliches Verhältniß, welches während der letzten Tage der Reise den allerinnigsten und herzlichsten Charakter annahm; und hier knüpfte sich zwischen Henriette de Nehra und Mirabeau das feste freundschaftliche Band, welches erst während des letzten Lebensjahres Mirabeau's gelockert und erst durch seinen Tod gelöst werden sollte.

Die französische Grenze hatte man längst hinter sich, man zählte schon nach Stunden die Strecke, die noch zurückzulegen war, da verstummte die Heiterkeit, die während der ganzen Fahrt nicht von ihrer Seite gewichen war. Mirabeau wurde nachdenklich und die Damen fanden kein Wort, um die Unterhaltung wieder anzuregen; Alle empfanden eben das traurige Gefühl der baldigen Trennung von dem, was man lieb gewonnen. Plötzlich erhob Mirabeau seine Stentorstimme und rief mit einer Gewalt, daß die Damen förmlich zurückschreckten: „Es kann nicht sein! Wenn ich bedenke, daß ich mich jetzt wieder in den Strudel der Pariser Alltäglichkeit stürzen, daß ich aus angeborenem Unverstand und Langeweile wiederum dieses sinn- und regellose Leben beginnen soll, das ich jetzt zum ersten Male in Ihrer Gesellschaft gänzlich habe vergessen können, und das mir jetzt erst so abscheulich erscheint wie es ist, so ist mir, als müsse der Schädel mir springen. Es kann nicht sein! Wenn Sie Freundschaft für mich fühlen, Henriette, verlassen Sie mich nicht; ich bin schwächer als ein kleines Kind, und Sie können mich mit Ihren zarten, weißen Händen vor dem Untergange bewahren. Ich kann Sie jetzt nicht wieder verlassen. Und wollen Sie einen unglücklichen, verfolgten Freund dem Verderben Preis geben? Verwandte, Freunde, Vermögen, Alles hat mich verlassen, Sie allein bleiben mir und Sie allein können mir Alles ersetzen! Hier reiche ich Ihnen die Hand; wollen Sie Ihr Schicksal mit dem meinigen verbinden, so schlagen Sie ein!"

„Wir wollen uns die Sache doch noch etwas überlegen," erwiederte Henriette, welche der ungestüme Antrag ihres Freundes im ersten Augenblicke sprachlos gemacht hatte; und indem sie ihre freundlichen Augen auf ihn richtete und ihm die Hand reichte, fügte sie hinzu: „Wir würden es vielleicht Beide bereuen. Wenn Sie aber einer Freundin bedürfen, dann gedenken Sie meiner, und seien Sie versichert, daß Niemand mit wahrerer Theilnahme Ihren Geschicken folgen wird als ich. Ich habe Sie genau genug kennen gelernt, um Sie bewundern zu können, und um aufrichtiges Mitgefühl mit Ihnen zu empfinden, aber ich liebe Sie nicht, und ich glaube nicht, daß ich Sie jemals werde lieben können; denn ich fühle mich nicht im Stande, Ihr ganzes Wesen auszufüllen und — die unglücklichen Karten haben mich in Betreff Ihrer Beständigkeit auch etwas mißtrauisch gemacht. Sie werden mir jetzt vielleicht zürnen; aber nach einiger Zeit, wenn Sie Ihre Ruhe und Besonnenheit wieder gewonnen haben, werden Sie mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich muthig und richtig gehandelt habe, und daß es unwürdig wäre, wenn ich die ernsteste Frage des Lebens mit einer Unwahrheit beantwortete."

Frau van Haren, die sich während der ganzen Zeit schweigsam verhalten hatte, drückte ihrer Nichte die Hand; sie sprach kein Wort, aber ihr Auge sagte: Du hast brav gehandelt.

Wie Henriette es vorausgesehen hatte, war Mirabeau über die Antwort keineswegs erfreut; es kostete ihm die größte Anstrengung, seine Heftigkeit zu bemeistern. Er verfiel dann in dumpfes Schweigen und die Reise, die so lustig begonnen hatte und so lustig verlaufen war, endete mit einem schwermüthigen Mißklang.

Frau van Haren und Fräulein de Nehra nahmen in Paris Wohnung in der rue des prêtres Saint Germain, in einem kleinen Hause, welches außer ihnen nur noch von einem Musiklehrer bewohnt wurde. Die künstlerische Nachbarschaft hatte für die Damen insofern erhebliche Unannehmlichkeiten, als der Musicus vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein die Nachbarschaft durch sein Instrument in Unruhe brachte. Und es war unglücklicher Weise ein Flötenbläser; und außerdem ließ das Haus in Betreff der Wände sehr viel zu wünschen übrig. Der Wirth hatte indessen die Damen damit beruhigt, daß der musicirende Nachbar sehr bald ausziehen würde, und daß dann die Wohnung nur an einen stillen Miether abgegeben werden sollte.

Es vergingen Wochen, ohne daß Mirabeau, der sich sehr wohl auf Form verstand, wenn er es nur wollte, sich nur ein einziges Mal nach dem Befinden seiner Reisegefährtinnen erkundigt hätte. Die Damen nahmen deshalb ohne weiteres an, daß er, der ewig Unstäte, Paris inzwischen wieder verlassen haben müsse, und suchten nach allen möglichen Gründen, um sein sonderbares Nichterscheinen zu erklären. Als sie eines Abends wieder, wie fast täglich, damit beschäftigt waren, zu Gunsten ihres untreu gewordenen Reisebegleiters die schönsten Entschuldigungen zu ersinnen, hörten sie im Nebenzimmer, welches früher der Musicus bewohnt hatte, eine donnerartige Stimme, die ihrem Gespräche ein schnelles Ende machte. Beide hatten den Sprecher an der Wucht des Organs erkannt. So sprach nur Mirabeau. Die freudigen Blicke der beiden Frauen begegneten sich und beide sprachen gleichzeitig mit demselben Ausdruck: „Er!" Kaum eine Minute später klopfte es an die Thür und Mirabeau trat ein.

„Ich wollte mir doch das Vergnügen bereiten," begann er, „mich Ihnen als Ihren neuen Nachbar vorzustellen. Sie mögen nun machen, was Sie wollen, meine Damen, Sie werden mich nicht wieder los, und wenn Sie nach Africa oder Lappland gehen, ich folge Ihnen. Ist das Freundestreue? Seit vier Wochen bin ich allnächtlich vor Ihrem Hause auf und ab gewandelt wie ein sehnsüchtiger Scholar, und nicht einmal der Flötenbläser hat mich vertrieben. Und bei der Gelegenheit wollte ich mir gleich die Frage erlauben, wie Ihnen die Reise bekommen ist."

„Und wenn wir nun mit der Antwort so lange warten wollten wie Sie mit der Frage?" entgegnete Henriette lächelnd.

„Ach, liebe Freundin," erwiederte Mirabeau mit sehr ernstem Ausdruck, „ich versichere Sie, daß ich habe kämpfen müssen, um mich während dieser langen, qualvollen Wochen des Vergnügens, Sie zu sehen, mit Ihnen zu sprechen und Sie zu hören, zu berauben. Aber ich wollte geheilt und vernünftig vor Ihnen erscheinen, und ich merke, daß die Cur noch nicht vollendet ist. Nun, die gute Nachbarschaft wird vielleicht bringen, was ich von der gewaltsamen Trennung vergeblich hoffte; denn Sie haben Recht, Henriette, ich bin Ihrer nicht werth."

„Gute Nachbarinnen wollen wir Ihnen sein, mein Freund," gab Henriette zur Antwort, „das schwöre ich Ihnen zu. Jedes Opfer, welches Sie von mir verlangen mögen, werde ich mit freudigstem Herzen bringen; im Glück und Unglück werde ich Ihnen treu zur Seite stehen, und für die verlorene Geliebte werden Sie in mir eine Schwester finden; und, lieber Freund, Sie gewinnen bei dem Tausch."

* * *

Henriette de Nehra hat Wort gehalten. Jahrelang hat Henriette in selbstlosester und wahrster Freundschaft Mirabeau zur Seite gestanden, ihn, soviel sie es vermochte, vor Abwegen bewahrt und zu dem Großen und Edlen angespornt. Durch die Nachbarschaft erlangten Frau von Haren und ihre Nichte nicht nur einen genauen Einblick in Mirabeau's Vermögensverhältnisse, sie gewannen allmählich auch einen entscheidenden Einfluß auf sein ganzes Thun und Lassen; und der große Mann, der durch seine staatsmännische Bedeutung und die Gewalt seiner Rede das alte Europa erschütterte, unterordnete sich in der Häuslichkeit mit kindlichem Gehorsam den weisen Bestimmungen seiner freundlichen Nachbarinnen.

Henriette besaß im höchsten Grade die vor Allem dem weiblichen Geschlecht eigene reizende, uneigennützige Sorgsamkeit. Es gab für sie keine größere Freude als die: irgendeinen Auftrag für Mirabeau zu besorgen; und sie fühlte sich beglückt, wenn sie ihm eine Mühe abnehmen konnte. Dazu bot sich mit der Zeit reichlich Gelegenheit; denn Mirabeau war in allen Fragen des praktischen Lebens durchaus unerfahren und in Geldfragen von einer Sorglosigkeit, welche die Grenzen des Gestatteten geradezu überschritt. Alle Bemühungen Henriettens waren daher schon im ersten Jahre ihrer Freundschaft darauf hingerichtet, die finanzielle Lage ihres Freundes möglichst zu reguliren, und Frau van Haren unterstützte sie dabei mit ihrem ruhigen Blick und ihrem nüchternen Verstande. Als Mirabeau in das von Frau van Haren bewohnte Haus eingezogen war, lebte er noch auf großem Fuße. Fräulein de Nehra war es, die ihn nach und nach dazu bestimmte, zunächst Wagen und Pferde zu dem Miethsherrn zurückzusenden und den Koch und Leibdiener, für die im Hause ohnedies kein Platz war, zu verabschieden; der alte Jan genüge ja vollkommen zur Bedienung der drei Hausbewohner. Schließlich erhielten die Damen auch den Schlüssel zum Wäschschrank und machten sich ein Vergnügen daraus, mit eigner Hand das Schadhafte zu bessern und die Lücken zu ergänzen.

Mirabeau lachte über seine Unselbständigkeit und Unbeholfenheit, aber er besaß das volle Verständniß für die rührende Sorgfalt, mit welcher die guten Freundinnen sein Interesse wahrnahmen. Es ging in ihm eine Verwandlung vor, die er selbst nie erwartet hatte: er war im Begriff, ein ordentlicher Mensch zu werden. Mit komischem Stolze zeigte er am Abend seine Börse und triumphirte, wenn er so gut wie Nichts ausgegeben hatte. Wenn er einen Louisd'or wechselte, so fühlte er sich innerlich verpflichtet, darüber am Abend Bericht zu erstatten, als ob das Geld Frau van Haren oder Fräulein de Nehra gehört hätte. Und er motivirte die Nothwendigkeit dieser Geldwechselung mit einem Ernst und einer Kraft der Ueberzeugung, als befürwortete er ein entscheidendes Gesetz auf der Tribüne.

Von einer Schwäche war er schwer zu heilen, von der, seinen Freundinnen Geschenke mitzubringen. Freilich wurde ihm regelmäßig der Text gelesen, aber er konnte der Versuchung trotzdem nicht widerstehen. Wie ein armer Sünder brachte er die Packetchen in das Haus und legte sie in einem unbewachten Augenblicke heimlich auf den Tisch. Und wenn er dafür ausgezankt wurde, so entschuldigte er sich immer damit, daß die Sachen fast gar nichts gekostet hätten; er hatte jedesmal in Folge einer Complication von wunderbaren Ereignissen, die er erdichtete, einen auffällig billigen Gelegenheitskauf gemacht. Diese kleinen Täuschungen hatten freilich nur geringen Bestand; denn da Mirabeau niemals baar bezahlte und die Rechnungen unfehlbar in die Hände der beiden Damen geriethen, so kamen sie stets dahinter, daß der Gegenstand, von welchem er behauptet hatte, daß er 30 Livres kostete, 4 Louis gekostet hatte. War es ein Schmuck, so traten die Damen sofort mit dem Juwelier wieder in Unterhandlung und gaben ihn mit einer kleinen Aufzahlung zurück; bei Bändern und sonstigen Toilettengegenständen war das Unglück gewöhnlich nicht zu heilen.

Mirabeau arbeitete während dieser Zeit mehr als je, bisweilen war er schon Morgens 5 Uhr am Schreibtische, von dem er erst in der Nacht um 1 Uhr aufstand. Wie in Allem, so kannte er auch in der Arbeit kein Maß und Ziel. Eine Folge der Ueberanstrengung war, daß er, der niemals Unwohlsein gekannt hatte, im Jahre 1788 schwer erkrankte; hitziges Fieber mit Phantasien und Schlaflosigkeit quälte ihn wochenlang auf das Aeußerste. Es waren die Vorboten der Krankheit, die ihn zum Unheil für Frankreich bald darauf hinwegraffen sollte. Während dieser Zeit wichen Henriette und Frau van Haren nicht von seinem Bette; und wenn er nach verhältnißmäßig kurzer Zeit soweit wieder hergestellt war, daß er an dem öffentlichen Leben Theil nehmen konnte, so war dies vor Allem der rührenden, wahrhaft mütterlichen Pflege der erfahrenen Frau van Haren und seiner 23jährigen Freundin Henriette zu verdanken. Sie hatte ihm in der That ihr ganzes Leben geweiht, sie hatte keinen anderen Gedanken als den, das Leben ihres Freundes zu erhalten und zu verschönen.

Und gerade dies Bestreben führte durch einen verhängnißvollen Irrthum Mirabeau's zur Lockerung des bisher so festgeknüpften Freundschaftbandes. Henriette, die nur Mirabeau's Freundin sein wollte, machte keinen Anspruch auf den Alleinbesitz seines Herzens; als sie aber wahrnahm, daß Mirabeau, einer hochmüthigen Coquette zu Liebe, seine kostbare Zeit vergeudete und in Folge dessen auch wiederum in leichtsinnigster Weise das Geld aus dem Fenster warf und sich den demüthigenden Verlegenheiten, welche daraus hervorgingen, aussetzte, verlangte sie um seinetwillen zum ersten Male ein Opfer — wenn man es ein Opfer nennen darf. Mirabeau wurde aufbrausend und verletzend, Henriette blieb ruhig und verständig. Eine Stunde darauf sah er allerdings sein Unrecht ein und bat um Verzeihung wie ein ungezogenes Kind. Wenn diese ihm auch gern gewährt wurde, so vermochte das doch nicht, die Spuren der Entfremdung völlig zu verwischen. Die Freundschaft war nicht mehr ungetrübt, wie sie gewesen war. In den nächsten Wochen kamen häufiger zwischen den beiden Freunden peinliche Scenen vor. Henriette, welche sich bewußt war, nur das Beste für Mirabeau erstrebt zu haben, fühlte sich gekränkt, und Mirabeau fühlte sich beschämt. In dieser unbehaglichen Stimmung vermied man sich gegenseitig, die volle Herzlichkeit im Verkehr miteinander war geschwunden, der Ton ihrer Unterhaltung hatte einen fremdartigen erzwungenen Beigeschmack erhalten. Manche stille Thräne benetzte Henriettens Wangen, und manche inbrünstige Bitte um die Wiedergewinnung des Freundes sandte sie zum Himmel. Frau van Haren beobachtete schweigsam ihre Nichte, die das Lachen ganz verlernt zu haben schien. Eines Morgens sagte sie zu ihr, ruhig und ohne Aufregung wie immer: „Es ist Zeit, daß wir gehen, wir können hier nichts mehr nützen." Henriette antwortete nicht; sie reichte der Frau van Haren die Hand und machte diesmal keinen Versuch, ihre Thränen zu verbergen.

„Man soll nicht abergläubisch sein," sprach Henriette, während sie die Augen trocknete, „aber diesmal haben die Karten doch die Wahrheit gesprochen. Die unglückliche Pique-Vier!"

Einige Tage darauf fuhr ein Reisewagen, der zu ungewohnter Stunde, mitten in der Nacht, Paris verlassen hatte, auf der staubigen Chaussee der belgischen Grenze zu. Neben dem Kutscher hatte ein alter Diener Platz genommen, und im Wagen saßen still und in sich gekehrt zwei Frauen; die ältere war kalt und unbeweglich wie eine Bildsäule, die jüngere weinte.

* * *

Am letzten März des Jahres 1791 hat sich vor einem Hause der Chaussee d'Antin, welches jetzt die Nummer 42 trägt, eine unzählige ängstliche Masse versammelt, die unaufhörlich fragt. Hier hat sich, um mit Carlyle zu sprechen, der erschöpfte Riese niedergelegt, um hier zu sterben. Am Sonnabend, den zweiten April, fühlt Mirabeau, daß sein letzter Tag hereingebrochen ist. Sein Tod ist titanisch wie sein Leben gewesen ist. Zum letzten Male glüht und brennt sein Geist von der Flamme der kommenden Auflösung erreicht; seine Rede ist wunderbar und wild; nicht irdische Phantome tanzen jetzt ihren Fackeltanz um seine Seele. Ein Freund richtet ihn auf. „Ja, stütze nur das Haupt," sagt der Sterbende, „ich wollte, ich könnte es Dir vermachen." Der Tod hat die Außenwerke überwunden, das Sprachvermögen ist fort, nur die Citadelle, das Herz, hält noch aus. Durch Zeichen verlangt der sterbende Riese leidenschaftlich Feder und Papier, schreibt leidenschaftlich sein Verlangen nach Opium, um diese Qualen zu enden. Der Doctor schüttelte betrübt den Kopf; dormir, um zu schlafen, schreibt er, indem er leidenschaftlich darauf hindeutet. Um halb neun Uhr Morgens sagt der Doctor Petit, der am Fuße des Bettes steht: „Il ne souffre plus. Sein Leiden und Wirken ist jetzt zu Ende."

In dem Testamente Mirabeau's findet sich folgende Bestimmung: „Ich vermache Fräulein de Haren de Nehra die Summe von 20,000 Livres, welche ihr vom Grafen de Lamarck ausgezahlt werden wird; sie soll diese Summe erheben auf ihre einfache Quittung, ohne daß dazu irgend eine Autorisation erforderlich wäre, und ohne daß irgend ein Gläubiger darauf Beschlag legen könnte."

Henriette de Nehra schrieb im Mai 1791 in ihrem Tagebuche, welches später von Mirabeau's Adoptivsohn, Lucas de Montigny, veröffentlicht wurde, wörtlich das Folgende: „Mag ganz Europa den großen Mann beweinen, ich beweine meinen Freund. Ich werde es mir ewig zum Vorwurf machen, da stolz gewesen zu sein, wo ich hätte sanft sein sollen. Ich habe immer eine große Gewalt über sein Herz gehabt, ich besaß seine Achtung und sein volles Vertrauen; ich hätte Geduld fassen sollen, und vielleicht hätte ich von der Zeit und von meinem Entgegenkommen Alles erreicht. Wäre ich geblieben, so hätte mein Freund vielleicht auf meine Vorstellungen gehört, er hätte seine Gesundheit mehr geschont und sich nicht zu so vielen Excessen hinreißen lassen, die im Verein mit seiner ungeheuern Arbeit seinen Körper zerstören mußten. Und mit einem Worte: wer weiß, wenn ich ihn nicht verlassen hätte, lebte er vielleicht noch und wäre noch heute der Ruhm seines Landes und die Stütze der Freiheit, und ich, seine Freundin und Gefährtin in heitern und trüben Tagen, wäre nicht dem bittersten Schmerze preisgegeben und der Trauer, die erst mit meinem Leben enden wird."

Henriette de Nehra hat sich nie verheirathet. Sie starb im Jahre 1818 im Alter von dreiundfünfzig Jahren.

Heinrich Horst.

Die Mode.

Die Reise- und Badesaison, die im vergangenen Jahre durch die politischen Ereignisse zu einem so jähen Abschluß gebracht wurde, hat, wie es nach dem Friedensschlusse zu erwarten stand, in diesem Sommer einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen. Es sei mir daher gestattet, im Interesse der Vielen, die auf weiteren Ausflügen und in heilkräftigen Bädern Gesundheit, Erholung und Zerstreuung suchen, die Notizen über Reisebedürfnisse allem Anderen voranzustellen.

Die besten, dauerhaftesten Stoffe für Reisekleider sind die rein wollenen, sowie die water-proofs. Diese Costüms lassen sich trotz des etwas unscheinbaren Materials recht hübsch und kleidsam anfertigen, besonders da die meisten derartigen Stoffe mit angewebten Borten versehen sind, z. B. Rock mit hohem Volant, dessen Ansatz eine Borte mit kleinem aufwärts stehendem Plissé deckt. Tunika mit Borte und Plissé, Taille vorn westenartig ein wenig über die Taille reichend, hinten mit etwas längerem Schoß, dazu eine Pelerine mit Kaputze oder weiter Paletot mit Taschen.

In allen Nüancen Grau, Ecru und Marron, einfarbig sowohl wie ganz klein melirt, sind diese Stoffe zu haben. Ein dem Linsey-woolsey ähnlicher Stoff aus Kameelgarn, etwas spröde und daher zur Garnitur nicht geeignet, ist besonders für Seereisen und längere Gebirgstouren sehr zu empfehlen. Er wird mit glattem Rock, der mit gleichfarbigen oder dunkleren Borten besetzt ist, und langer Schoßtaille angefertigt. Viele Reisekleider, auch in anderen Stoffen, werden ohne Tunika getragen, doch muß alsdann die Verzierung des Rockes (Plissés, Schrägfäume, Borten, Franzen) höher heraufgehen und die Schoßtaille so lang sein, daß sie Casaque bildet. Reisekleider aus leichteren Stoffen, wie Mohair, Alpage, toile-de-laine, werden noch immer in zwei oder mehre-

ren Nüancen zusammengestellt. Erhöht wird die Eleganz, wenn man den dunkelsten Ton in Taffet wählt und die Rüschen, Passepoils, Schrägsäumchen 2c. davon herstellt. Die Tunikas sind neben nur wenig gerafft, fallen hinten glatt, ohne Paniers zu bilden, und tragen überhaupt den Stempel der Einfachheit, den jedes Reisecostüm tragen sollte.

Ungleich eleganter sind einfarbige Costüme, halb aus Seide, halb aus Kaschmir bestehend, die nicht nur Reisetoiletten von Distinction, sondern ebenso gediegene wie einfache Promenadentoiletten bilden, wie sie die kühleren Abendstunden in Wald und Thal erfordern. Der untere Rock ist stets von Seide, mit Volants, Plissés 2c. garnirt, die Tunika von gleichfarbigem Kaschmir, sehr weit, hinten lang und in schöne Falten drapirt. Oft ist sie nur breit gesäumt und hat mehrere Reihen Ketten- oder Steppstich als einzige Verzierung, oder sie ist mit gleichfarbiger Seide in Bogen oder spitzen Zacken languettirt, eine sehr lohnende und hübsche Arbeit für junge Damen, die gerne mit eigenem Fleiß zum Schmuck ihrer Toilette beitragen. Reicher noch sind Bordüren von gleichfarbiger Soutachestickerei in Blatt- oder Blumenform, deren Contouren zugleich die erwähnten Bogen oder Zacken bilden. Uebereinstimmend mit der Tunika werden die sehr weiten Aermel verziert, sowie der kurze faltige Schoß, der an einem Gürtel befestigt, zu der hohen glatten Taille getragen wird. Eine Doppelpelerine aus Kaschmir wird zur Completirung des Costüms für ältere Damen häufig angefertigt, jüngere tragen dasselbe ohne weitere Confection. Ein unentbehrlicher Reisebegleiter ist der Regenmantel. Aus dunkelblauem oder grauem waterproof, mit halbweiten Aermeln, Kaputze und Pelerine (die abgenommen werden kann), weit und lang, vorn der ganzen Länge nach zum Zuknöpfen, hinten und neben zum Aufraffen eingerichtet, entspricht er allen Anforderungen der Bequemlichkeit und des Schutzes vor Wind und Wetter.

Große warme Shawls in seideweicher flockiger Wolle, den früheren Angora- oder Himalaja-Shawls ähnlich, jetzt Castiglione genannt, sind gleichfalls sehr praktisch und empfehlenswerth. Bei den Wechselfällen einer größeren Reise erfüllen sie nicht allein ihre Bestimmung als warme Umschlagtücher, sondern sind auch als Wagen- und Bettdecke, ja selbst als Sattelpolster zu gebrauchen. Treffliche Dienste leisten auch die Talmas und Rotondes von Doublestoff, die auf beiden Seiten (einer hellen und einer dunkeln) zu tragen sind und sich daher einer eleganten wie einer einfachen Toilette anpassen lassen.

Staubmäntel und Ueberzieher von Leinwand oder hellen leichten Wollenstoffen sollten bei keiner Reiseausrüstung fehlen. Sie hüllen die ganzen Toiletten ein und bewahren sie vor Staub und allzu heißem Sonnenschein, was bei Landpartien und Ausflügen im offenen Wagen von großem Vortheil ist.

Der größere runde Hut, einfach aber hübsch garnirt, mit dunkelm Band oder Sammet, mit farbigem Florschleier und einer kleinen Feder, ist die passende Reisecoiffüre für jüngere wie ältere Damen. Letztere tragen häufig ein an den Wangen garnirtes Spitzen- oder Blondentüllhäubchen darunter. Die Form matelot ist für einen jugendlichen Reisehut sehr geeignet, während größere ovale wie runde Formen Damen reiferen Alters besser kleiden. Hahnenfedern, Pfauenfedern, Aigrettes, Vögel, überhaupt alle Naturfedern sind den gefärbten gekrausten Straußenfedern, die mehr von den Einflüssen der Witterung leiden, vorzuziehen.

Veronika v. G.

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Anzug für Mädchen von 8—10 Jahren. Der Anzug besteht in einem Kleide mit Miedertaille und kurzen Aermeln. Die Miedertaille wird durch eine hohe Bluse mit langen Aermeln aus gefaltetem Batist vervollständigt. Die Garnitur des Kleides besteht in Schrägstreifen, einem Gürtel nebst Schleife aus schwarzem Sammet. Runder italienischer Strohhut mit einem Kranz von Feldblumen und Aehren.

Figur 2. Haustoilette für junge Damen. Kleid aus rosa und grau gestreiftem Percal. Die hohe Taille mit herzförmigem Ausschnitt sowie die Aermel sind mit Schleifen und Schrägstreifen von grauem einfarbigem Percal garnirt. Kragen und Aermel von Leinwand und Guipürestickerei. Gartenhut von grauem Batist mit Futter von rosa Taffet und Rüschen vom Stoff des Hutes.

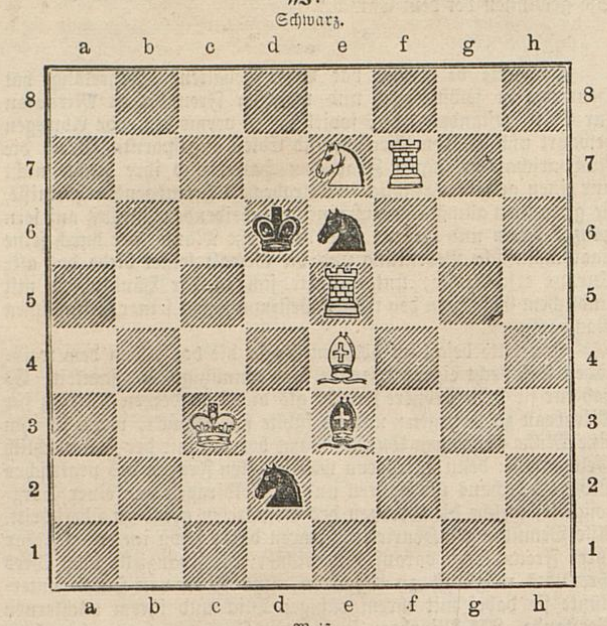
Figur 3. Sommertoilette für junge Damen. Der Anzug besteht in einem Rock und einer hohen Schoßtaille von sandfarbenem Batist (écru). Die Garnitur der Taille und der Aermel bilden in Tollfalten geordnete Frisuren und Schleifen vom Stoff des Kleides. Sommercapote von weißem gemustertem Mull und Valenciennesspitze mit Garnitur von hochrothem Bande. [26,798]

Schach-Aufgabe. Nr. VII.

Von L. v. Bilow.

„J!"

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in drei Zügen matt.

Räthsel.

Ein Längenmaß, doch unbestimmt, soll Dir mein Wort benennen;
Ein Riese ist's, wenn sich davon die ersten beiden Zeichen trennen.
Wenn Du davon noch einmal das erste Zeichen trennst,
So rath' ich, daß Du mit dem Kopf beim Reste nicht anrennst.

E. S.

Auflösung des Rebus Seite 218.

Wer Dir viel Rath und wenig That gewährt
Wann Dich die Last des schweren Kummers preßt,
Ist Einer, der die Spinnewebe kehrt,
Und doch dabei die Spinnen leben läßt.

Correspondenz.

Frau **Emma v. G.** in **H.** Wir empfehlen Ihnen das im Verlage von G. Gaßmann in Hamburg erschienene Werk: Neue Zierschriften für Weiß- und Kunststickerei von Adolph Pott. Sie finden darin auf 54 lithographirten Tafeln über hundert Alphabete der verschiedensten Schriften und Größen von den einfachsten bis zu den reich verzierten Buchstaben nebst Anleitung zur Ausführung der Stickerei, ferner verschlungene Doppelbuchstaben in ganz neuer origineller Composition, Zahlen, Eckverzierungen, Vignetten, Kronen, die allen daran zu machenden Anforderungen vollständig entsprechen. Bei Ausstattungen und größeren Anschaffungen von Wäsche ist das Werkchen ein unentbehrliches Handbuch für alle diejenigen Damen, die die letzte vollendende Arbeit, das Sticken und Zeichnen der Wäsche, gerne mit eigener Hand ausführen. Auch für junge angehende Stickerinnen ist es ein Leitfaden und eine Schule.

Herrn **W. M.** in **B.** Wir danken für das Eingesandte, können es jedoch nicht verwenden.

C. L. in **W.** Der Modebericht erledigt Ihre Frage.

L. H. in **M.** Ja.

A. H. F. Abbildung von Seidenmosaik nebst Details in Originalgröße finden Sie im Bazar 1869, Seite 91, Nr. 49 und 50. Zur Decke können Sie die einzelnen Theile in doppelter Größe schneiden.

Ad. G. in **F.** Wir sind im Stande Ihnen eine Bezugsquelle für die zur Point-lace-Arbeit erforderlichen Bänder (Börtchen) anzugeben. William Cook jun. & Co., Newcastel on Tyne England, liefert circa 8 Sorten in verschiedenen Dessins und Breiten in Stücken von 72 Ellen zu dem Preise von 20 Sgr. bis 1 Thlr. 20 Sgr. Bei Abnahme von mindestens 6 Stücken erbietet sich die genannte Firma, die Waare franco Hamburg, Rotterdam, Stettin, Danzig und Kopenhagen zu liefern. Auch die zu dieser Arbeit gehörigen Zwirne und Nadeln können von dem bezogen werden.

Der 10jährigen Regine in **M.** Abbildungen und Schnitte für Puppenanzüge erscheinen nächstens. Den bayrischen Ulanen können wir jedoch nicht mit Gewißheit versprechen.

Soeur Gravité. Namenszug und Krone kann in die Bordüre gestickt werden, wenn dieselbe sehr breit ist, und zwar würden wir Ihnen rathen, die Buchstaben möglichst nahe an den Rand, etwa 1 Centimeter von dem Saume entfernt zu placiren.

Alte Abonnentin in **Löb, Pester Comitat.** Wir bedauern von bereits erschienenen Sachen keine Schnittmuster nachliefern zu können. Schürzen finden Sie auf Seite 206 in großer Auswahl und können Sie dieselben nach Belieben auch in leichten Stoffen anfertigen.

L—s Düsseldorf. Eine in höflicher Form ausgesprochene Bitte findet bei uns stets Berücksichtigung. Wäschegegenstände, einfache wie reich ausgestattete, sind seither in jedem Jahre erschienen, und wird auch in diesem Sommer, gegen Ende desselben, eine, vielleicht sogar zwei Nummern unsres Blattes der Herren-, Damen- und Kinderwäsche vorzugsweise gewidmet sein.

Hedwig in **Liebenwalde.** Nehmen Sie zum Fond hellfarbiges Tuch oder Reps, havane, sandfarben oder ganz blaßgrün. Die Flügel des Papageien werden in drei Tönen rauchgrau mit Schwarz, der Hals hellgrau, die Kuppe schwarz, Schnabel schwarz und stahlblau, das Auge gelb mit Schwarz ausgeführt. Der Rücken roth, die kleinen Federn des Schweifes blau, die großen hellroth mit Stichen von dunkelrother Seide und Gold schattirt. Der Stiel des Epheu würde in holzbraunem Sammt, die Blätter in verschiedenem Grün (Seidestoff oder Sammt), die Beere dunkelblau, die Ranken und Stielstiche in hellem Holzbraun zu wählen sein. In jedem Bilderbuche finden Sie indessen naturgetreue Abbildungen von Papageyen, die Ihnen, im Falle unser Arrangement nicht Ihren Beifall haben sollte, zum Vorbilde dienen können.

A. v. Sch. in **Z.** Bazar 1871, Seite 11, Fig. Nr. 115 bis 120 liefern Ihnen hübsche Modelle. Auch die Garnitur des Brautkleides auf Seite 62, Fig. Nr. 20, dürfte Ihren Anforderungen entsprechen.

„Schwarz wie der Teufel". Die gewünschten Buchstaben sind vorgemerkt. Wir machen Sie auf das oben genannte Werk von Adolph Pott in Hamburg aufmerksam.

Ella v. W. in **F.** Obgleich die moderne Coiffüre in den meisten Fällen die Unterstützung von falschem Haare bedarf, so wird doch die Mischung desselben mit dem eigenen Haare mit mehr Kunst und Geschick bewerkstelligt, als dies früher der Fall war. Man sollte fast glauben, die Wunderpomade, die die Haare in reichster Fülle und mindestens 1 Meter Länge wachsen läßt, sei endlich wirklich entdeckt und in weitem Kreise zur Anwendung gekommen, wenn man die üppigen Flechten und Torsaden, den Reichthum von schönen Locken betrachtet, mit der sich die Damen der eleganten Welt nicht allein, sondern auch die Frauen und Töchter des Mittelstandes und des Bürgerstandes schmücken. Es sind schon lange nicht mehr die steifen unterfütterten Chignons oder die mit Wolle unterlegten Zöpfe, die, nur geringen Anspruch auf Täuschung machend, am Hinterkopfe angesteckt werden, nein, es ist wirkliches weiches, glänzendes Haar, meistens auf der Höhe des Kopfes befestigt, das in Schleifen und Flechten, in Locken und Touffen weit über den Nacken oft bis auf den Rücken herab fällt. Junge Damen lieben es, das Haar von den Schläfen und der Stirn zurück und aufwärts zu kämmen, so daß die Scheitelhaare über der oben angesteckten Frisur befestigt werden, während ältere Damen dieselben unter die Frisur des Hinterkopfes streichen und sie mehr die Stirne bedeckend frisiren. Das ganze Arrangement ist so natürlich und willkürlich, lose und ungebunden, daß Damen mit starkem eignem Haar sich ohne fremde Beihilfe recht hübsch und kleidsam frisiren können. Jedenfalls werden im Laufe der nächsten Monate einige neue Frisuren (auch welche mit Blumen) erscheinen, die das oben Gesagte näher illustriren.

M. B. in **B.** Ordnen Sie die hinteren Bahnen und die Seitenbahnen bis zur Hüfte in Falten. Der Aermel schneiden man der Mittellinie entlang etwas schräg.

L. H. in **Mecklenburg.** Sie können aus dem Shawl, falls er groß genug ist, einen Morgenrock anfertigen.

N. F. in **S.** Ja.

Verlag der Bazar-Expedition in Berlin 20 Unter den Linden. Redacteur: Paul Lindau in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.